

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XX. Jahrgang.

Heft 8.

Mai 1898.

Frauenleben im tropischen Süd-Amerika.

Nach eigenen Beobachtungen geschildert

von Dr. Alexander Dinda.

Der große Philosoph und scharfsinnige Beurtheiler der Welt und der Menschen, Kant, hat den treffenden Ausspruch gethan, daß die Vorschriften und Gebote der Sittenlehre nichts absolut Feststehendes seien, vielmehr zum allergrößten Theile von den klimatischen und sonstigen Daseinsverhältnissen der verschiedenen Völker bedingt würden. Dieses geflügelte Wort des Königsberger Weisen, das ja auch für den Lebenszuschnitt des weiblichen Geschlechtes in den verschiedenen Himmelsstrichen gilt, möchten wir den nachfolgenden Betrachtungen über das Frauenleben im tropischen Süd-Amerika als Motto vorsetzen.

Je weiter man nach Süden kommt, desto mehr verschwindet bei den Mädchen und Frauen der streng conventionell geregelte Zuschnitt des Daseins und es tritt an seine Stelle eine freie, ungezwungene Natürlichkeit in allen Lebensäußerungen. Man kann dies schon in Süd-Italien, in Griechenland, im Orient beobachten. Am schärfsten tritt aber bei der Frauenwelt diese Abwendung von allem conventionellen Zwange unter den lichtdurchfluteten Wendekreisen zu Tage.

Während eines längeren Aufenthaltes im tropischen Süd-Amerika habe ich es mir angelegen sein lassen, ganz besonders über die dortige Frauenwelt Studien und Beobachtungen zu machen — die geschätzten Leser haben somit die Gewähr dafür, daß ich nicht wie ein Blinder von der Farbe spreche. Vor- ausgesetzt sei noch, daß meine Schilderungen sich hauptsächlich auf Brasilien, Venezuela und Colombia beziehen.

Das dortige Frauenleben weist verschiedene Nuancen auf, die wir gesondert betrachten müssen. Diese Unterschiede werden hauptsächlich bedingt durch die größere oder geringere Wohlhabenheit der betreffenden Vertreterinnen des zarten Geschlechtes. Dann auch durch den Wohnort: Stadt oder Land. Auch die Hautfarbe kommt hierbei in Berücksichtigung.

Bei uns in Nord-Europa spielt sich das Familienleben in der engbegrenzten Stube ab — in Süd-Amerika geschieht dies im Patio. So heißt der quadratische, ringsum von einer Colonnade aus Holzsäulen umschlossene Innenhof, auf welchen, ähnlich wie in antiken Hellas und Rom, sämmtliche Zimmer des Hauses ausmünden. Es waren die Araber, welche diesen Baustil nach Andalusien verpflanzten, und von dort nahm er seinen Weg über den Ocean nach Neu-Spanien. Eine derartige Hausanlage ist freilich nur in einem Klima möglich, wo Kälte und Schnee unbekante Begriffe und man der Ofenwärme niemals bedarf. Nichts Schöneres, nichts Poetischeres, nichts Herzerfreuenderes als der Patio in einem reichen südamerikanischen Hause — er ist ein Zauberreich Floras im Kleinen. Da blühen und leuchten majestätische Bignonien, rothe und weiße Corazonblumen (so genannt nach ihrer herzförmigen Gestalt), regenbogenbunte Orchideen, ernste Passionsblumen, prangende Granaten, wie Feuerflammen glühende Erythras, unzählige Rosen, schneeweiß schimmernde Orangen- und Jasminblüthen.

An den Patio der geschilderten Art knüpfen sich die ersten Erinnerungen, welche die junge, einem Ehebunde der Plutokratie entsprossene Weltbürgerin vom Dasein empfängt. Der Patio ist ihre Kinderstube, wo sie unter der Obhut ihrer schwarzen Wärterin ihre ersten Gehversuche macht, das Spiel des Springbrunnens, der inmitten der Blumen und Ziersträucher seinen silberhellen Strahl gegen den indigoblauen Himmelsdom entsendet, mit den Blicken verfolgt, die handgroßen, lässigen Fluges vorübergaukelnden, in einer Farbenpracht sondergleichen prangenden Schmetterlinge zu haschen sucht oder den wie Feuerstrahlen von Blüthe zu Blüthe schießenden Kolibris, die man die Edelsteine der Luft nennen könnte, nachjagt. Und beständig badet sich die Kleine in den Duftwogen, mit welchen die Blüthenwelt des Patio die Atmosphäre erfüllt. Veneidenswerthes kleines Geschöpf, das gleich bei seinem Eintritt in die Welt die ganze Poesie des Daseins athmet!

Ist die *niña* — so nennt man im spanischen Amerika ein Kind weiblichen Geschlechtes — so weit herangewachsen, daß sie unterrichtet werden muß, so wird für sie eine deutsche oder französische Erzieherin verschrieben, welche die schlummernden Geistesfunken in ihr wecken soll. Die jungen Ausländerinnen, welche zur Erfüllung einer derartigen Aufgabe nach dem fernen Süd-Amerika verschlagen werden, führen übrigens daselbst eine sehr angenehme Existenz, eine Existenz, die weit reicher, weit luxuriöser ist, als sie ihnen in ihrem Heimatslande beschieden gewesen. Sie werden nicht als höher gebildete Domestiken, vielmehr als Glied der Familie betrachtet, erfreuen sich demgemäß der höflichsten, rücksichtsvollsten Behandlung und verfügen über die Dienste eines farbigen Kammermädchens.

Hat die *niña* das Backfischalter erreicht, so macht sie in Begleitung ihrer Erzieherin, deren Functionen damit endigen, die Reise über den Ocean, um ihre Ausbildung in einem Institut in Paris, Genf, Lausanne, am Rhein oder in Berlin zu vollenden und sich den Schloß einer Weltbame anzueignen. Die deutschen Institute werden gegenwärtig von den reichen südamerikanischen Familien behufs der Ausbildung ihrer Töchter mehr und mehr ins Auge gefaßt, fangen an, sich einer steigenden Beliebtheit zu erfreuen.

Als aufgeblühte Rose in ihre sonnige Heimat zurückgekehrt, glänzt die junge Señorita noch einige Jahre auf den *tertulias* und *bailes* (Abendgesellschaften und Bällen) — das heiße Tropenklima dämpft keineswegs die jugendliche Tanzlust! — bis sich endlich für sie die Fackel Hymen's entzündet. Ihr

Gemahl ist meistens ein Handelsherr oder ein Großgrundbesitzer, der den Ertrag seiner Ländereien in der Stadt verzehrt und nur hin und wieder der Controle wegen die ersteren besucht.

Bewohnt das neuvermählte Paar kein Haus in der Stadt, sondern eine Villa in den Umgebungen derselben, so schweigt es hier nicht bloß in der Seligkeit seiner Liebe, sondern auch im wönigsten Naturgenuß. Denn die Villa liegt entweder am ewig rauschenden, ewig flutenden Meer mit seiner unbegrenzten Fernsicht, oder inmitten eines herrlichen Gartenparadieses, wo das ganze Jahr hindurch Tausende von Blüten ihren Wohlgeruch austreuen, buntfarbige Loros und Periquitos (kleine Papageien) sich in den Zweigen schaukeln und beständig mannigfache Vogelstimmen ihr Concert ertönen lassen. Zu der Villa, welche in ihrer inneren Einrichtung keine der in einem Tropenklima erwünschten Bequemlichkeiten vermissen läßt, führt häufig eine Allee majestätischer, hochragender Königspalmen mit ihren wie Silber leuchtenden Stämmen — zur Erzeugung eines kühlenden Luftzuges, der hier ja nicht schadet, sondern im Gegentheil auf den Körper höchst belebend und erfrischend wirkt, sind Thüren und Fenster den Tag über immerdar geöffnet — von jedem Punkte im Inneren des Hauses kann somit der Blick in die märchenhaft schöne Zauberwelt des Gartens dringen und sich an ihr erfreuen. Einen Patio nach Art der städtischen Behausungen umschließt die Villa nicht, hat indessen sowohl auf der Vorder- wie auf der Hinterseite eine breite Veranda. Eine zahlreiche braune und schwarze servidumbre (Dienerchaft) harret beständig der Winke ihres Gebieters und ihrer Gebieterin.

Die von uns in den vorstehenden Ausführungen geschilderte beneidenswerthe Existenz, welche Anklänge an das Dasein der reichen Römer zur Kaiserzeit aufweist, führt freilich nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der weiblichen Bevölkerung des tropischen Süd-Amerika. Und die Bemerkung möge hier noch gestattet sein, daß Luxus, Wohlleben und die europäische Verfeinerung nur in den größten und wichtigsten Städten (Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, Caracas, Nueva Valencia, La Guaira, Puerto Cabello) der in Rede stehenden Länder zu finden, daß dagegen in den kleineren Städten wie auf dem Lande noch die allerprimitivsten Zustände herrschen. Ehe wir uns jedoch mit dem Frauenleben in diesen Sphären beschäftigen, sei noch einer eigenthümlichen Sitte Erwähnung gethan, die ich in Caracas zu beobachten Gelegenheit hatte. In der Hauptstadt Venezuelas lassen sich nämlich die jungen Señoritas des Abends vor Sonnenuntergang hinter den rejas, den Fenstergittern (Glasfenster kennt man im tropischen Amerika nicht, der Verschluß der Fenster beschränkt sich auf hölzerne Läden zum Schutz gegen Sonne, Regen und Sturm) nieder und eröffnen mit vorübergehenden Freunden und Bekannten, auch mit Fremden, die ihnen von den ersteren vorgestellt worden, ein mehr oder minder lebhaftes Gespräch. Die schönen Caraqueñas (Bewohnerinnen von Caracas) strahlen bei dieser Gelegenheit meist im Schmuck einer verführerischen Toilette: das gelöste Haar zeigt sich reich mit Blumen durchflochten, das tief ausgeschnittene Kleid läßt Arme und Nacken unverhüllt, den Hals ziert eine Schnur von Korallen oder echten Perlen. Auf die angegebene Weise wird es auch Liebespaaren eben so leicht wie bequem gemacht täglich zusammenzukommen, denn die öffentliche Meinung erblickt in derlei Fensterconversationsen nicht das geringste Anstößige. Wohl aber verwehrt sie es einer jungen Dame, die Braut geworden, ihren Zukünftigen vor der Hochzeit zu küssen oder ihm sonstige Zärtlichkeiten zu erweisen. Wollte man versuchen, eine so drakonische Sitte bei uns in Deutsch-

land oder Oesterreich einzuführen, so würden, davon kann man überzeugt sein, unsere jungen, in den Brautstand getretenen Fräulein einmüthig dagegen Front machen, einmüthig dagegen remonstriren und rebelliren!

Spaziert man um die angegebene Stunde in den Straßen von Carácas umher, so glaubt man an einer lebenden Schönheitsgallerie vorüberzuzwandeln. Es ist in der That ein Schauspiel von seltsam fesselnden Reiz, von ganz eigenthümlichem Zauber, das man hier vor Augen hat. Uebrigens sind auch in der zweitgrößten Stadt Venezuelas, in Valencia, die jungen Schönen stets, wenn der Tag sich neigt, an den Fenstern sichtbar. Bei meiner Anwesenheit in der genannten Stadt betrieben die beiden tiefbraun gefärbten Töchter des Hauses, in welchem ich wohnte, die abendliche *conversacioncita* (den Schnick-schnack) mit ihren Freunden und Verehrern so ausdauernd und eifrig, daß ihr von fortwährenden Lachsalben begleitetes Redeturnier erst lange nach Mitternacht seinen Abschluß erreichte. Da nun mein Bett nicht weit von der Stelle, wo sich die beiden Schwestern niedergelassen, in einem kleinen Nebengemach, das aber keine Thür besaß, stand, so ward ich jedesmal um ein paar Stunden meines besten Schlafes geprellt. Es hat eben alles seine zwei Seiten!

Erzählen wir nunmehr, wie sich das südamerikanische Frauenleben in den kleineren Städten und auf dem Lande abspielt. Dasselbst finden wir den eigentlichen Kern der Bevölkerung. Zwischen Kleinstadt und Land besteht kein großer Unterschied. Denn in spanischen Amerika sind die Provinzialstädte so weitläufig gebaut, weisen innerhalb ihres Bezirkes so viel Garten- und Feldterrain auf, daß man sich beinahe aufs Land veretzt wähen könnte.

Das Dasein der Süd-Amerikanerin aus den bewegten Kreisen gravitirt nach zwei Richtungen hin: sie ist fröhliches Naturkind, dann aber auch wieder kühne Amazone, die es an keinem Wagemuth mit jedem Manne aufnimmt. Es sind dies zwei Eigenschaften, die sich überall da gemeinsam entwickeln, wo das Dasein nicht in den engen Fesseln einer Stubenexistenz gebannt bleibt. Außerdem charakterisirt die südamerikanischen Mädchen und Frauen noch — und wir kommen da auf das am Eingang dieser Schilderung Gesagte zurück — der Mangel jeder Brüderie. Im tropischen Amerika nimmt man keinen Anstoß an Entblößungen, die in Nord-Europa allgemeine Entrüstung hervorrufen würden.

Zeichnen wir in kurzen Strichen den Lebensgang der Tochter des tropischen Amerika in den oben erwähnten ländlichen Verhältnissen. Die ersten Jahre ihrer Existenz krabbelt sie ohne jede Bekleidung im Patio oder in der Veranda des elterlichen Hauses herum; zum Bettchen hat sie eine Hängematte, die sich ja so leicht und bequem in eine schwingende Bewegung versetzen läßt. In ihrem vierten oder fünften Jahr zieht man ihr ein baumwollenes Hemdchen an, welchem Kleidungsstück noch, sobald sie ihre Geschlechtsreife erlangt, ein Unterrock zugefügt wird. Camisa und enagua (Hemd und Unterrock) — weiter nichts — bilden das gewöhnliche Hauscostüm der Frauen und Mädchen. Fußbekleidung verschmäht man. Die Camisa, welche nur einen kleinen, schmalen Armelansatz aufweist und tief ausgeschnitten ist, zeigt sich gewöhnlich an dem ersteren, sowie an der Brust reich gestickt. Ein (ebenfalls ausgeschnittenes und die Arme unverhüllt lassendes) Kleid, sowie Atlas- oder Lederpantöffelchen auf den bloßen Fuß legen die Señoras und Señoritas nur an, wenn sie zu Besuch sind oder geladene Gäste bei sich sehen. Ungeladene Besucher erblicken Frau und Tochter des Hauses nie anders als in dem eben beschriebenen einfachen lustigen Costüm. In Colombia habe ich in den kleineren Ortschaften und auf den Haciendas (Landgütern) die weißen Frauen und Mädchen bei ihren häuslichen Beschäftigungen häufig mit völlig entblößtem

Oberkörper, einzig und allein mit der Enagua bekleidet, angetroffen. Man muß bei diesem allerdings sehr weit gehenden *Deshabillé* freilich das glühend heiße Klima Colombias berücksichtigen, in welchem ja auch die Nacht keine nennenswerthe Abkühlung der Temperatur bringt.

Mit dem Lernen werden die jungen Süd-Amerikanerinnen nicht viel geplagt. Lesen, Schreiben und etwas Rechnen — darauf beschränkt sich, wenn es hoch kommt, der ganze Unterricht, den sie in der nächstgelegenen *escuela federal* (Volksschule) oder von den Eltern empfangen. Die allgemeine Schulpflicht steht in den Republiken Süd-Amerikas nur auf dem Papiere — die weiten Entfernungen, sowie auch die Indolenz der Bevölkerung verhindern ihre praktische Durchführung. Oft wachsen daher die *niñas* (Fräulein) ohne jeden Unterricht auf. Doch merkt man ihnen dies niemals an. Die Frauen romanischer Rasse besitzen ja ein angeborenes Repräsentationstalent, sie üben unbewußt die schwere Kunst aus, ihre Persönlichkeit anderen gegenüber stets in ein möglichst vortheilhaftes Licht zu setzen — eine Kunst, die unsere deutschen Damen nur durch lange gesellschaftliche Trainingirung sich aneignen. Eine junge Pariserin aus dem Bürgerstande entwickelt oft in ihrem Auftreten den Aplomb und das feine Benehmen einer Herzogin — das Männliche läßt sich auch von den südamerikanischen Creolinnen sagen. Sie verdecken ihren Nichtbesitz auch der elementarsten Kenntnisse durch ihre gewinnenden, selbstbewußten, sicheren Umgangsformen.

Und noch durch eine andere, bereits erwähnte Eigenschaft: durch ihre Amazonenhäftigkeit. Sie erhalten im elterlichen Hause eine spartanische, geradezu männliche Erziehung, die keine Verweichlichung aufkommen läßt. Sie lernen schon in frühen Jahren Schwimmen und Tauchen wie die Enten, lernen Reiten (auch nach Männerart) als seien sie mit dem Pferde verwachsen und als weibliche Centauren zur Welt gekommen, lernen Schießen wie ein nordamerikanischer *Backwoodsman*. Furcht vor Gefahren kennen sie nicht — Kühnheit und Unerfrohenheit sind ihnen zur zweiten Natur geworden.

Endlich hat die Creolin als Mitgift von der Natur noch einen sehr aufgeweckten Verstand erhalten. Das ist in vielen Fällen besser und nützlicher als trockene Schulgelehrsamkeit. Diese Mitgift kommt der südamerikanischen Creolin ganz besonders zu Statten, wenn sie Gattin und Mutter geworden und alsdann ein ausgedehnter Pflichtentkreis an sie herantritt, befähigt sie auch, wenn sie ihren Mann durch den Tod verliert, die Leitung seiner *Hacienda* oder des Geschäftes, welches er geführt, zu übernehmen.

Entwerfen wir jetzt ein Bild von den Creolinnen in ihrer Jugendblüthe. Es sind Gestalten von vollendetem Ebenmaß, die Mitte haltend zwischen einer Juno und einer Hebe. Das blauschwarze, meist von Natur gelockte Haar wallt frei und fessellos auf Nacken und Schultern nieder. Die Füße sind klein und zierlich, die Arme schön gerundet, die Stirne stark gewölbt. In den dunklen Augen scheint es zu lodern und zu blitzen wie Feuerlut. Eine unstudirte Grazie umschwebt alle Bewegungen der jungen *Señoritas* und läßt sie in manchen Augenblicken wie sich auf ihrem Stengel wiegende Blumenkronen erscheinen. Da diese Naturkinder, wie bereits hervorgehoben, ihre körperlichen Reize niemals ängstlich verhüllen, so kann man ihre schönen Formen genugsam würdigen.

Ein eigenthümlicher Zauber haftet an dem Teint der Creolinnen. In den Morgenstunden ist dieser Teint ein mattes Labastergelb, das, je mehr der Tag voranschreitet, immer hellere Lichter annimmt und schließlich einer weißen Wolke ähnelt, hinter welcher die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne hervor-glühen. Ich habe immer den Eindruck gehabt, als seien die südamerikanischen

Mädchen und jüngeren Frauen in den Nachmittags- und Abendstunden am reizendsten, am verführerischsten. Dann scheint ihre Adern gleichsam ein feuriger Lavaström zu durchfluten, sie flattern umher, als beäßen sie unsichtbare Vogelschwinge, aus ihren Augensternen blitzt bald kecker Uebermuth, neckischer Muthwille, bald glüht in denselben verhaltene Liebesschnsucht, bald leuchtet aus ihnen unschuldige kindliche Fröhlichkeit. Und „der Glieder frohe Pracht“ — wie schön entfaltet sie sich in freien, ungezwungenen Bewegungen! Wahrlich, auch der kälteste Stoiker würde in Gesellschaft dieser Töchter der heißen Tropenzone seine Besonnenheit und Zurückhaltung verlieren!

Schildern wir in kurzen Zügen einen Tag aus dem Leben einer jungen Süd-Amerikanerin.

Noch deckt nächtliches Dunkel die Erde. Unsere Freundin — wir wollen sie der Einfachheit wegen Ines nennen — ruht träumend in ihrer Hängematte oder auf ihrem catre, dem im tropischen Amerika üblichen Bette: ein sägebockartiges, zum Zusammenklappen eingerichtetes Gestell, das entweder mit einer Kuhhaut oder mit starkem Segeltuch überspannt ist. Jetzt weicht das Dunkel vor dem Lichtschimmer der Morgendämmerung, der Himmel schmückt sich mit einer Glorie von Rosaroth, Purpur und Gold, wie sie kein Maler auf der Leinwand wiederzugeben im Stande, und nach wenigen Minuten kühlt der erste Sonnenstrahl die Schläferin. Sie erwacht, erhebt sich von ihrem Lager und schlürft als Morgenbrunck ein Täschchen oder eine Calebasse Kaffee, der — man ist ja im Kaffeelande! — stets so stark und concentrirt gekocht wird, daß unsere deutschen Hausfrauen aus dem Inhalt des einen Täschchens oder der einen Calebasse ein Duzend großer Tassen des braunen aromatischen Trankes würden bereiten können.

Nach dieser leiblichen Stärkung spaziert Ines, wenn ein Gewässer in der Nähe, mit ihren Schwestern oder Freundinnen ins Bad. Wie reizvoll, wie wonnig ist eine solche Morgenpromenade im Tropenlande! Die Luft von balsamischer Lindigkeit und Weichheit, so daß man sie mit Entzücken einathmet — der Himmel im tiefsten, gesättigtesten Kornblumenblau prangend — die Sonne eine Flut von Licht über alles Geschaffene ausgießend. Nicht wie bei uns entringt sich dort Helios matt und mühsam den ihn einhüllenden Wolken und Nebelschichten — nein, er steigt in jenen Ländern empor wie ein siegreicher Triumphator, der sich flammend und strahlend den Erdkreis unterwirft.

Auf meinen Reisen in Venezuela verweilte ich einige Wochen in dem wunderbar lieblichen San Esteban südlich von Puerto Cabello. Ich hatte in einer an der äußersten Peripherie des Ortes gelegenen Posada (einfaches Gasthaus) Wohnung genommen. Hinter dem Hause erweiterte sich der San Estebanfluß zu einem ausgedehnten, von mächtigen Urwaldbäumen eingefassten Wasserbecken, an dessen Ufer ich unter dem kühlen, von Blüthenduft durchhauchten Blätterdach in den Morgenstunden mit Vorliebe weilte. Dann tummelten sich hier auch immer im Wasser ein halbes Duzend junger Señoritas, deren Leiber in der krystallklaren Flut von einem bläulich-silbernen Schimmer umflossen erschienen. Sie lachten, scherzten, scherzten, tändelten, machten Taucher- und Schwimmkunststücke, bespritzten sich gegenseitig mit einem Sprühregen, oder riefen zeitweilig ein fröhliches Lied in die sonnenbestrahlte Tropenwelt schmetternd wie südamerikanische Loreleys auf den aus dem Wasser hervorragenden moosbewachsenen Felsen. Verdeckt von dem grünen Gehänge der Planen und Bejucos (Schlingpflanzen), durch dessen Zwischenräume ich indessen den Wasserspiegel bequem überblicken konnte, sah ich diesen Najadenspielen zu, die althellenische

Welt mit ihrer ganzen schönheitsfreudigen, geistverklärten Sinnlichkeit schien vor mir wieder zu erstehen, vor mir wieder lebendig zu werden! Hatten sich die Schönen dem feuchten Elemente entwunden, so verweilten sie regelmäßig noch ein halbes Stündchen auf der vorderen Veranda der Posada und ich theilte dann ihre Gesellschaft. Die barfüßigen, nur mit Camisa und Enagua bekleideten Señoritas rauchten während der Unterhaltung Cigaretten, kämmten ihr langes, noch von Wassertropfen perlendes Nabenhaar und wanden sich leuchtende Orchideenblüthen in dasselbe.

Doch kehren wir zu unserer Ines zurück. Wieder zu Hause angelangt, hilft Ines der Mutter bei der Bereitung des almuerzo, des Gabelfrühstückes, bei dem die gebratenen oder frischen Bananen nie fehlen und das wieder mit einer Schale Kaffee beschloffen wird. Die Sonne steht jetzt im Zenith und sendet einen Glutstrom auf die Erde hinab — in der Natur liegt alles in Ruhe und Schweigen versunken — auch die Menschen schließen die Augen zur Siesta. So finden wir denn auch Ines sich in der Hängematte schaukelnd, eine Cigarette zwischen den blühenden Lippen und eine ihrer Hände unter den Hinterkopf gelegt. Sie träumt mit offenen Augen. Der „Kef“, das mollige Dahindämmern, der Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen, bildet nicht nur für die orientalische Welt den denkbar wohnigsten Lebensgenuß — nein, auch die Süd-Amerikanerinnen ergeben sich ihm mit Vorliebe.

Nach der Siesta beginnen im Hause die Vorbereitungen zur Hauptmahlzeit, der comida, welche um fünf Uhr oder später eingenommen wird und als deren Finale auch diesmal wieder der unvermeidliche Kaffee erscheint. Ist man vom Mahle aufgestanden, so ergeht sich Ines bis zum Anbruch der Dunkelheit mit den Schwestern, Freundinnen oder Nachbarinnen im Freien oder unternimmt, wenn sie auf einer Hacienda wohnt, einen Ausritt.

Unter dem herrlichsten Licht- und Farbenpiel versinkt die Sonne am Horizont — die Nacht breitet ihren schwarzen Schleier aus. Bald aber steigt der Mond empor, der in diesen Zonen mit ganz anderem Glanze strahlt als bei uns und Fluten silbernen Lichtes über die Erde ausgießt. Unserer Ines winken jetzt die Freuden einer tertulia (Abendgesellschaft), die sich in diesem oder jenem befreundeten Hause abspielt. Vor allem werden bei einer derartigen Gelegenheit die Geister der Tanzlust entfesselt und ganz besonders dem Fandango, dem im ganzen spanischen Amerika verbreiteten Nationaltanz, gehuldigt. Der Fandango verkörpert in seinen Tanzfiguren die Gefühle eines Liebespaares: anfängliches Sprödehün der Geliebten und eine Zeit lang fortgesetztes Entfliehen vor ihrem Partner, dann das allmähliche Erwachen zärtlicher Empfindungen für denselben, endlich der Ausbruch ihrer vollen Leidenschaft für ihn. Der Fandango kann nicht gelernt werden, seine Pas und Figuren beruhen lediglich auf der individuellen Eingebung des Augenblickes, auf dem ungezwungenen elementaren Ausdruck südlicher Glut, südlicher Lebendigkeit — gerade deshalb wirkt er, wenn ihn ein junges, schönes Paar tanzt, auf den Zuschauer unendlich anziehend, unendlich reizvoll.

Die Veranstaltung einer Tertulia legt den Familien kaum irgend welche Kosten auf. Die Bewirthung beschränkt sich auf selbstverfertigte Dulces (Zuckerwerk), Limonade und Guarapo (gegohrener Zuckerrohrsaft). Die Toilette der Señoritas erfordert ebenso wenig irgend welchen Aufwand, denn, wie schon angedeutet, glauben sie hinlänglich Staat zu machen, wenn sie über Camisa und Enagua ein Rattun- oder Füllkleid werfen. Vervollständigt wird der Ballanzug noch durch frische Blumen, die man ins Haar steckt. Könnte man bei

uns im lieben Deutschland den Anforderungen der Geselligkeit in ebenso leichter und zwangloser Weise gerecht werden — wahrlich, der finanziellen Zusammenbrüche, der Vermögensverluste würde es weit weniger geben!

Auf den tief im Inneren des Landes gelegenen Haciendas, von denen häufig die nächste Ortschaft ein, zwei oder drei Tagereisen entfernt ist, haben die Töchter des Hauses allerdings keine Gelegenheit Tertulias zu besuchen. Indessen auf jeder Hacienda, und sei die Reise dorthin noch so langwierig und zeitraubend, findet sich häufig genug Besuch ein und es hat dann keine Schwierigkeit, am Abend ein Tanzvergüügen zu improvisiren und mit vulcanischer Leidenschaftlichkeit



Eine Chilenin.

(Nach dem „Tour du Monde“.)

in den Zauberkreis des Fandango zu treten. Oder unsere Ines, wenn sie die Tochter eines Hacendero, macht ihrerseits ein viajecito (einen Ausflug) zu gleichfalls auf dem Lande wohnenden Verwandten oder Bekannten.

Und hier dürfen wir einen Umstand nicht unerwähnt lassen, der viel dazu beiträgt, von den Creolinnen alle Verweichlichung, alle Brüderie fernzuhalten. In den Ländern, die wir hier hauptsächlich im Auge haben, hat der Eisenbahnbau in den beiden letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte gemacht, ferner verkehren auf dem Magdalenaestrom, dem unteren Orinoco, sowie auf dem Amazonas jetzt regelmäßig Dampfschiffe — doch was wollen alle diese Schienen- und Dampferlinien besagen im Verhältnis zu der ungeheueren Ausdehnung der in Rede stehenden Länderstrecken! So kommt es, daß man bei Reisen im Inneren

des Landes sich noch in den meisten Fällen auf Pferde oder Maulthiere angewiesen sieht. Wenn auch, wie hervorgehoben, die Creolinne geübte Reiterinnen sind, so ist doch ein Tage lang fortgesetzter Ritt in einem Tropenlande immer anstrengend genug. Chaussées existiren nicht, die Wege sind im elendesten Zustande, dazu die Gluthitze und der Staub, in der Regenzeit das plötzliche Losbrechen eines temporal oder aguacero (eines Gewitters oder wolkenbruchartigen Platzregens), wobei dann die Wege sich jedesmal in einen unergründlichen Morast verwandeln, so daß die Reiterin von oben bis unten mit Schmutz bespritzt wird. Ferner bei Waldwegen die Dornen und Stacheln der Schlingpflanzen, welche oft genug die Kleidung der Damen arg zerfezen. So kann es denn nicht wunder nehmen, daß die schönen Señoritas in der Posada, die man zum Nacht-



Eine Mestizin aus Columbia.



Eine junge Bogotanerin.

(Nach E. Köstlitzberger „El Dorado“.)

quartier ausersehen, häufig in einem Zustande anlangen, als seien sie soeben einem Schlamm-bade entstriegen oder als hätten sie sich in Lumpen gekleidet.

Fänden sie nach einem derartigen Reisegefeuer nun wenigstens in der Posada alle gewünschten Bequemlichkeiten! Indessen damit sieht es übel aus. Die Posada, wenn sie einzeln liegt, ist meist weiter nichts als ein aus adobes (Lehmziegeln) errichteter, einem Schuppen ähnlicher Bau, dessen auf der Vorderseite weit vorspringendes Dach eine geräumige von hölzernen Pfosten gestützte Veranda bildet. Für das Nachtquartier der ankommenden Gäste existirt häufig nur ein einziger verfügbarer Raum, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm besteht und der das Sparrenwerk des Daches als Decke über sich hat, denn Zimmerplafonds kennt man in den kleineren Städten und auf dem Lande nicht. Diesen Raum müssen die jungen Señoritas nun oft mit ihnen ganz unbekanntem männlichen Gästen theilen und sich in deren Gegenwart auf ihr Catre oder in ihre Hängematte betten, wobei man indessen nicht vergessen darf, daß die Damen ja nie ohne männliche Angehörige reisen und daß der Süd-Amerikaner gegen das schöne Geschlecht von ausgesuchter Galanterie und Ritterlichkeit ist.

Hat unsere Ines endlich dem Mädchenstande Valet gesagt und ist sie in die Rosenfesseln Hymen's geschlüpft, so weiß sie auch die ernstesten Pflichten, die ihr als Gattin, Mutter und Hausfrau auferlegt werden, getreulich zu erfüllen. Es läuft auf ein ganz grundloses Vorurtheil hinaus, wenn man die Creolin für das Urbild der Faulheit und Trägheit erklärt. In einer südamerikanischen Hafenstadt ward ich mit dem dortigen deutschen Consul, dem Chef eines großen Handelshauses, eng befreundet. Er lebte in glücklichster Ehe mit einer Venezolanerin. Jetzt, wo er sich von den Geschäften zurückgezogen, hat er sich, umringt von blühenden Kindern, in einer deutschen Seestadt niedergelassen und seine Gattin kann von keiner deutschen Hausfrau in Bezug auf die Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihr Hauswesen, sowie die Erziehung ihrer Kinder leitet, übertroffen werden.

Unser Charakterbild der südamerikanischen Creolin würde unvollständig sein, wenn wir es unterließen, noch einer besonderen Eigenthümlichkeit, die sich bei ihr ausprägt, Erwähnung zu thun. Die südamerikanischen Frauen und Mädchen scheuen nämlich nicht davor zurück, thätigen Antheil an der Gestaltung der Geschichte ihres Vaterlandes zu nehmen. Bei den Pronunciamentos (den Revolutionen), von welchen leider die in Rede stehenden Länder ebenso häufig heimgesucht werden wie das Antillenmeer von den Tornados (den Wirbelstürmen), treten auch nicht selten junge Señoritas in die Reihen der Kämpfenden, oder gemeinsam mit dem Gatten und den Söhnen, beziehungsweise dem Vater und den Brüdern vertheidigen auch die Gattin und die Töchter das Haus gegen die heranstürmende Soldateska. Manche junge Frau, manches junge Mädchen ist auf diese Weise den Tod einer Heldin gestorben. Es mag hier auch auf die Thatfache hingewiesen sein, daß in dem Kriege zwischen Brasilien und Paraguay auch eine Schaar junger Paraguitinnen gegen die Brasilianer gekochten, allerdings für eine verlorene Sache. Nicht bloß als Kämpferinnen, auch als politische Agitatorinnen thun sich die südamerikanischen Señoritas und Señoritas hervor. Das wissen auch die Gewalthaber in jenen Ländern und lassen daher ihre Spione auch gegen das schöne Geschlecht in Action treten und die Angehörigen desselben, gegen welche sich Verdachtsmomente ergeben, ohne Gnade ins Gefängnis werfen, ja in vielen Fällen einen martervollen Tod sterben. So ließ Präsident Rufino Barrios der Aeltere von Guatemala, der, ebenso wie im Januar 1898 sein Neffe, durch die Kugel eines Meuchelmörders (im Jahre 1885) endete, in den letzten Jahren seiner Regierung mehr als hundert Mädchen und junge Frauen, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie das Feuer der Erbitterung gegen ihn schürten und heimlich auf seinen Sturz hinarbeiteten, in die casa azul der Stadt Guatemala abführen. (Casa azul, das Blaue Haus, heißt das Gefängnis der genannten Stadt wegen seines blauen Anstriches.) Die Mehrzahl dieser jungen und schönen Frauen und Jungfrauen schmachtete Jahre lang zwischen den Kerkermauern — Viele von ihnen erlitt noch ein weit härteres Los: sie starben unter den empörenden Mißhandlungen und täglich wiederholten Peitschenhieben, mit denen man sie auf Befehl des Präsidenten peinigte. Auch in Carácas, als sich im Jahre 1892 das Land im Aufstande gegen den Präsidenten Palacio befand, der einen Staatsstreich versucht hatte, beherbergte die sogenannte Rotunda, das große Gefängnis, viele dem schönen Geschlechte angehörige Verhaftete, die nur dadurch dem erbarmungslosen Geschick, welches ihre Schwestern in Guatemala betroffen, entgingen, daß die Revolution gegen Palacio rasch einen glücklichen Ausgang nahm.

Es erübrigt uns noch, einen flüchtigen Blick auf die den untersten Ständen angehörige Frauenwelt des tropischen Amerika zu werfen. In diese Kategorie fallen hauptsächlich die zahlreichen farbigen weiblichen Geschlechtes, die keine höheren Ansprüche an das Dasein stellen und in einer Bedürfnislosigkeit dahingleben, von der man sich in Europa kaum eine Vorstellung zu machen im Stande. Die Rohr- oder Bretterhütte, welche eine farbige Familie in den Umgebungen der größeren Städte oder im Inneren des Landes, irgendwo im Urwald, bewohnt, ist in einigen Tagen aufgerichtet — rund um die Hütte zieht sich der conuco, d. h. eine Anpflanzung von Bananen, Mais, Yamswurzeln, Bohnen und sonstigen einheimischen Gewächsen, welche den Bewohnern des Rancho (der Hütte) die tägliche Nahrung liefern. Bis zum achten oder zehnten Jahr laufen die Kinder der Familie so herum, wie Gott sie geschaffen — von irgend welcher Schulbildung ist, wenigstens auf dem Lande oder in der Urwaldeinsamkeit, keine Rede. Meistens hat die farbige Señora weiter nichts auf dem Leibe als ein baumwollenes Hemd; ihre Wirthschafts- und Kinderorgen nehmen ihr nicht viel Zeit weg und ein großer Theil des Tages wird von ihr, hingegeben dem dolce far niente, in der Hängematte verbracht. Die Existenz dieser farbigen Frauen verläuft so still, sorgenlos, friedlich und träumerisch wie das Vegetiren einer Pflanze — ein Tag geht ihnen dahin wie der andere — für sie beschränkt sich die Welt auf ihren Rancho und ihren Conuco, darüber kommt ihr Geisteshorizont nicht hinaus — von dem Gange der Weltbegebenheiten wissen sie so gut wie nichts.

Aus der farbigen Bevölkerung recrutiren sich auch die weiblichen Dienstboten, sowie die Wäscherinnen in den Städten. Doch die Benennung „Wäscherinnen“ läuft auf einen Euphemismus hinaus. Kaum bekleidet, bis über die Knie im Wasser der Flußläufe stehend, begnügen sich die braunen Grazien damit, die betreffenden Stücke nur einigemal in das feuchte Element einzutauchen, dann werden dieselben aber von ihnen unbarmherzig zwischen Steinen geklopft. Daß nach drei solcher „Wäschen“ von den betreffenden Sachen nur noch Fetzen übrig sind, kann man sich leicht vorstellen. Unseren deutschen Hausfrauen würde bei einem derartigen Reinigungsproceß Hören und Sehen vergehen.

Man verzeihe einen flüchtigen Gedanken sprung. Wir wollen dem von uns oben geschilderten Dasein einer südamerikanischen farbigen Ranchobewohnerin dasjenige einer modernen europäischen oder nordamerikanischen Gesellschaftslöwin gegenüber stellen, die täglich von einem Rout zu einer Soirée und von einer solchen zu einem Balle eilt, die darüber kaum zur Besinnung kommt und deren Nervensystem nur noch nothdürftig functionirt, weil sie der Arzt jeden Sommer in ein Bad schickt. Wer von beiden hat nun wohl das bessere Theil erwählt: die in einem paradiesischen Sonnenlande dahinträumende Farbige oder die Modedame mit ihrer Nervenzerrüttung?

Im Küstengebirge südlich von La Guaira habe ich hier und da deutsche und österreichische Matrosen gefunden, die, von ihren Schiffen desertirt, mit einer Farbigen einen Rancho bewohnten und für ihr ferneres Leben weiter nichts wünschten und begehrten. Der fortgesetzte Kampf ums Dasein blieb ihnen allerdings auf diese Weise erspart.

Bezüglich der südamerikanischen Creolinnen, denen ja der Haupttheil unserer Ausführungen gewidmet gewesen, möge noch eine Schlußbemerkung gestattet sein. Der Verfasser dieser kleinen Studie hat Jahre lang in Hamburg gelebt und ist in den dortigen geselligen Circeln häufig mit jungen Süd-Amerikanerinnen, die

zum Besuch in der Elbstadt anjässiger Verwandten dorthin gekommen, zusammengetroffen. Die jungen Señoritas konnten dem Leben in Deutschland keinen Geschmack abgewinnen — sie fühlten sich wie Vögel im Käfig — im Käfig des conventiionellen Zwanges!

Zwei Fahrten in das Mittelmeer in den Jahren 1895 und 1897

auf den kaiserl. russischen Dachten „Polarstern“ und „Sarniza“.

Von Dr. G. Radde, Director des kaukasischen Museums und der öffentlichen Bibliothek in Tiflis.

V. Biskra.

Der Wunsch, eine weitere Reise in die französischen Besitzungen zu machen, nachdem man Algier und seine nächsten Umgebungen kennen gelernt, ist ein sehr natürlicher. Man wird neugierig. Man möchte gerne wissen, wie es tiefer im eroberten Lande der Franzosen aussieht, ob sich dort auch die Verhältnisse so vortheilhaft entwickelten, wie in der unmittelbaren Küstenzone. Mancherlei Reize bietet ja auch schon an und für sich die ungestörte, die spontane Natur; die Wildheit und Einsamkeit im Atlasgebirge zu sehen, ist man begierig. Aber die Hauptveranlassung zur Reise nach Biskra liegt für jeden Europäer in den beiden Begriffen: „Saharawüste und Dattelpalmen-Dase“. In diesen beiden Ideen arbeitete seine Phantasie am liebsten, schon, wenn er am heimischen Herde im Winter die Entwürfe zu einer Erholungsreise nach Algier machte, denn „Wüsten“ mit allen ihren Schrecken und „Palmen“ mit allen ihren Reizen sind ihm doch viel fremdartiger, als Klein-Paris in Algier mit seinen europäischen Bequemlichkeiten, mit seinen Gärten und Villen, mit seiner maurischen und jüdischen Bevölkerung. Ueberdies steht Biskra in gutem — wenngleich kaum wirklich verdienten — Ruf. Dafür hat die Reclame gesorgt, nicht allein für Brustkranke, sondern auch für ganz gesunde Menschen.

Die meisten Algerreisenden unternehmen denn auch hoffnungsvoll die Fahrt nach Biskra und wohl alle werden enttäuscht von ihr zurückkehren. Ganz abgesehen von den Unbequemlichkeiten während der Fahrt, bietet die Natur auf dieser Strecke wohl eine Anzahl abwechselnder kahler Gebirgs- und Hochplateauscenerien, aber keine ansprechenden oder gar bestechenden Schönheiten und die sogenannten Reize der Palmenoasen und Saharawüste werden in ihrem stereotypen Einerlei schon am zweiten Tage des Aufenthaltes in ihnen tödtlich langweilig. Dieses Urtheil werden sicherlich die meisten der Biskrareisenden unterschreiben.

Anders gestaltet sich das, wenn selbst die so rasche Fahrt und der so kurze Aufenthalt dem Betreffenden doch gestatten, allgemeine Vergleichspunkte zu finden, die ihm die Physiognomien der durchlaufenen Räume in ihren Vegetationsformen klären. Selbst ein flüchtigster Einblick in den Nordrand der Sahara wird demjenigen von hohem Werth sein, der, wie Schreiber dieser Zeilen, längere Zeit die centralasiatischen Einöden, die transkaspischen und ägyptischen Sandmeere und die hohe Gobi bereiste; der im Stande ist, die Datteloasen am Nil von Alt-Memphis denen von Biskra an die Seite zu stellen, oder sie mit den Cocoshainen der südasiatischen Inselwelt zu vergleichen. In einer solchen Lage

befand ich mich und deshalb war mir die Reise nach Bisra von ganz besonderem Interesse.

So brach ich denn am 25. März (6. April) 7 Uhr früh auf. Der Zug der Algier-Ostbahn beginnt täglich diese Eilfahrt in der Hauptrichtung Westost bis El-Guerrah (427 Kilometer), wo diejenigen Reisenden bleiben müssen, deren Ziel Bisra ist, während die nach Constantine bestimmten hier nordwärts wenden und die Stadt um Mitternacht erreichen. Sie legten also im Verlaufe von 17 Stunden 464 Kilometer — 27 Kilometer pro Stunde — zurück und hatten dabei auf nicht weniger als 47 Stationen Halt. Von Bequemlichkeiten irgend welcher Art ist auch in diesen Zügen nicht die Rede. Man fährt natürlich erster Classe, aber ganz abgesehen von dem Rütteln und Schütteln auf den ausgefahrenen Geleisen und nicht zu gedenken der kleinen, niedrigen Behälter, fehlt es auch hier am Allernöthigsten, nicht allein für Leidende, sondern für normal gesunde Menschen. Nur zweimal, nämlich wo gefüttert — und zwar schlecht, wenn auch billig — gefüttert wird, dauert der Aufenthalt 15 Minuten; an allen anderen Stationen muß man sich mit drei, oft nur mit einer Minute begnügen. Ich müßte nicht, wo man in Europa schlechter als in Frankreich und ebenso in seiner afrikanischen Colonie per Eisenbahn fährt, aber ich weiß auch, daß man auf unserem Continent in gleicher Art nirgend besser als in Rußland auf den Eisenbahnen reist. Es ist bei uns nicht nur auf den Stationen für jedwedes Toilettenbedürfnis gesorgt, sondern auch im Zuge und natürlich in allen Classen derselben. Eine gute Einrichtung haben die französischen Bahnen: man wird während der ganzen Fahrt weder durch einen Conducteur, noch einen Revisor belästigt, zeigt bei der Abreise sein Billet vor, es wird coupirt, und giebt es bei der Ankunft ab. Im übrigen wird man im niedrigen Behälter gefangen gehalten und darf nur mit Erlaubnis der Anwesenden rauchen. Gefonderte Räume für Damen und Herren, für Raucher und Nichtraucher sind nicht vorhanden und so wird denn eine längere Reise auf den algierischen Bahnen zu einer wahren Marterfahrt, zumal wenn es, wie diesmal, schon recht heiß ist.

Dem Meere entlang, am Fuße der Sahelhöhen, haben wir bald die Station Maison carrée erreicht, wo sich der Zweig nach Blida trennt, und fahren direct gegen Osten weiter. Die Bahn bleibt in der Nähe des Meeres, durchschneidet bis Reghaia die untere Metidschaebene, passirt dann den Ued-Budnau, erreicht nahe von der Mündung des Corfobaches noch einmal die Küste und steigt dann am Nordfuß des Tellatlas allmählich höher, bis sie bei Menerville, 125 Meter über dem Meere gelegen, wieder abwärts in das Thal des bedeutenden Jffer tritt und diesem von Station Souk-el-Haad direct gegen Süden aufwärts bis zur Station Palestro folgt. Auf dieser Strecke von 15 Kilometer hebt sich das Terrain von 100 Meter zu 149 Meter. Bis dahin bot uns der Nordfuß des Tellatlas im wesentlichen eine hochhügelige Landschaft mit reichlicher Neben- und Gartencultur, wo diese fehlt, charakterisiren Zwergpalmen und Cistusgebüsch die Flora. Der geologische Aufbau ist complicirt. Bewegte man sich in der Ebene von Metidscha auf quaternärem und tertiärem Terrain, so wurde dieses schon in der Uferzone des Meeres bei Alma von Eruptivgesteinen und krystallinischen Schiefem durchbrochen, denen im Jfferthal auf kurzer Strecke noch einmal Tertiar folgt, um dann der weit ausgedehnten mittleren Kreide des Biban- (und Dshurdshura-) Systemes Platz zu machen.

Auf der Strecke von Menerville bis Palestro hatte der Bahnbau große Schwierigkeiten zu überwinden. Wir fahren durch lange Tunnels, bewegen uns hart an jähem Thalabstürzen, passiren mehrmals Aquäducte, hohe eiserne

Brücken verbinden die tiefgerissenen, oft breiten Thäler. Man muß diese Kunstbauten bewundern. Wo das hohe Gebirge kahl ansteht, sieht man überall scharf gefurchte Regenrinnen. In tieferen Lagen giebt es gut bestrauchte Hügel und mancherlei Culturen, vor allem gedeihliche Weinberge, auch Johannisbrotbäume (*Cerastonia siliqua*) machen sich durch das dunkle Braungrün des Laubes bemerkbar.

In Palestro muß man das Frühstück, welches in Buira verzehrt werden soll, bestellen. Der Ort hat eine schöne Lage, man cultivirt den Delbaum. Das beklagenswerthe Schicksal der dort während des Krieges lebenden Europäer ist bekannt, die aufständigen Kabylen ermordeten 60 Bewohner. Man kommt kurz vor Mittag nach Buira und verweilt eine Viertelstunde. Auf dieser Strecke von 46 Kilometer passirt man die Wasserscheide, welche den Jffer vom Sahel trennt; jenen speist die Nord- und Nordwestfront des Dshurdshurastockes, diesen seine Süd- und Südostseite. Weiterhin dominiren seine gelbgrauen zusammenhängenden Massive, mit Höhen bis über 2300 Meter, das umlagernde Atlasgebirge. Sie sind (es ist Anfangs April) schneegekrönt.

Die Haupttrichtung der Bahn ist gegen Südost gewendet. Schon von der Station Thiers (189 Meter) erhebt man sich auf der Distanz von 11 Kilometer zu 237 Meter Meereshöhe. Aber dann steigt auf weitere 11 Kilometer hin von der Station Nomarda=El-Mizan bis zu den äußersten Quellen des Jffer der Bahndamm sehr rasch an. Viaducte, Brücken, Tunnel erregen wieder unsere Bewunderung. Pittoreske, hohe Gebirge umgeben uns. Die botanische Physiognomie bleibt im wesentlichen unverändert. Hohe Ferula-Umbellen stehen zwischen Mastixgebüsch und Zwergpalmen, ab und zu steht man schon die weißen, jetzt noch winterlich kahlen, stark bekrallten Gebüsch von *Zizyphus Lotus* L. Sie sind immer niedrig und belauben sich in solcher Höhe erst spät, sie verschmähen den fargen Boden, ja selbst die enge Felsenspalte nicht. Die *Aphodelus*species haben ihre Herrschaft verloren, man sieht sie nur vereinzelt, Lavendel blüht, vom Halsegrafe bemerke ich noch nichts. Am kahlen Kalkfelsen prangen in voller Blüthe Antirrhinumstauden und unten an den Rändern der Bachsohlen machen sich die Gebüsch von *Tamarix atlantica* durch die zahllosen weißen Blumenähren sehr bemerkbar, sie lassen das Grün der zarten Blättchen gar nicht zur Geltung kommen. Auf dieser Strecke Weges haben seitwärts die Culturen sichtlich abgenommen, das Terrain ist zu zerrissen, der Boden steril. Mittelfst eines letzten Tunnels von 443 Meter Länge wird 4 Kilometer von Buira die erwähnte Wasserscheide der beiden genannten Bachsysteme durchschnitten. Diese dunkle Straße liegt unter dem Kämme des Dra-el-Kramis, der im Dshurdshura hier die Wasser nach Nord und Süd theilt. Der Rückblick bei dem Beginne des Tunnels gegen Norden im Quellthale des Jffer (Ued Merudj) zeigt uns perspectivisch die stark zerrissene, wilde Dshurdshuralandschaft. An seinem Ausgange schauen wir dagegen nach Osten freier. Zur Linken gewendet trocken uns die Südpaläste desselben graugelblichen Gebirges ununterbrochen entgegen. Seine Kammlinie verläuft leidlich ruhig, in den zahlreichen Steilschluchten und Einrissen senken sich Schneeschrammen abwärts. Der Fuß ist mäßig bewaldet. Je weiter wir ostwärts kommen, um so umfassender wird dieses Panorama.

Buira liegt 550 Meter über dem Meere. *Aphodelus* und *Chamaerops* bemerke ich nicht mehr. Die Weinrebe gedeiht noch, Getreidebau und Viehzucht sind lohnend. Das Terrain gleicht einer schmalen Hochebene, die anfänglich mit gelbgrauem Trümmergestein beworfen ist. Später füllen Alluvionen die

verbreiterte Sohle des Sahelthales, in der man über El-Mdja und Moillot nach der Station Beni-Mancour gelangt. Die Entfernung von Buira bis dahin beläuft sich auf circa 50 Kilometer und der mittlere Fall pro Kilometer 5 Meter, denn die letztgenannte Station liegt nur 288 Meter über dem Meere. Hier trennt sich die Zweigbahn gegen Nordost nach Bougie ab. Im Ruie gebrochen richtet sich der Hauptstrang ganz nach Süden. Schon auf dieser Strecke abwärts von Buira, wo die weißgrauen Kalke sanfter zum rechten Sahelufer einfallen, wurden die Atlas Thuja (*Calistris quadrivalvis*) und auch Wachholdergebüsch häufiger, man bemerkt Aleppokiefern und kleinere Gruppen vom weißästigen Zizyphus. Ein Theil der Passagiere verläßt bei Beni-Mancour den Zug und reist nach Bougie.

Wir wenden nunmehr ganz nach Süden und durchwandern bis Mzita auf 30 Kilometer Distanz ein äußerst wildes, steilschluchtiges Gebirge, dem Biban-complexe angehörnd. Die Straße erhebt sich dabei von 228 Meter zu 551 Meter und folgt dem Laufe des Ued-Mahriv aufwärts. Dies ist die wildeste, uncultivirteste Strecke des Weges nach Biskra. Die geschichteten Kreidekalke wurden mächtig verworfen, stehen oft senkrecht an. Tunnelbauten, Brücken, Aquäducte erregen wieder unsere Aufmerksamkeit. Der Bibanstock ist hier nur in zwei engen Durchgängen passabel, man nennt diese die Portes de fer. Bei dem weiteren Anstiege zu den äußersten Sahelquellen ändert sich im wesentlichen an der wilden Natur nichts.

Die Richtung der Bahn wird nun wieder Westost. Das Halfagras, welches ich in vereinzelt Gruppen schon an den Wänden des „eisernen Thores“ gesehen hatte, wird jetzt oft dominirend. Einzelne Steilgehänge bedeckt dieses nützliche Stipagras (*Stipa tenacissima* L.) ausschließlich. An den Quellen des Sahel wird es stark exploitirt und in El-Mchir, wohin wir bald kommen, giebt es große Depots dieser Graminee, welche von Algier in ganzen Schiffsladungen nach Europa ausgeführt wird. Man verwendet sie zur Papierbereitung und zu Flechtwerken, Matten, Körben zc.; auch werden die hohlen jungen Halmtriebe als Lufröhren in die platten Cigarren österreichischer Fabrikation, welche unter dem Namen Virginier („Rattenschwänze“) bekannt sind, verwendet. In Nord-Afrika hat die Halfa eine weite Verbreitung. Sie steigt an passenden, trockenen Localitäten vom Meeresufer bis zu 1800 Meter Höhe an und umfaßt ein Verbreitungsgebiet von Maroffo bis Tunis. In Spanien und Portugal kommt das Halfagras ebenfalls vor. Die schmutzig-grünen Stipabestände haben im frischen Zustande einen gewissen Glanz, da aber nur das untere Dritteltheil der Granne seidenartig behaart ist und der längere, obere Theil glatt und gelblich erscheint, so fehlt den Halfagebieten jener zarte Silbersehleier, welcher die russischen Steppen strichweise bei dem Vorkommen von *Stipa pennata* eigenartig schmückt.

Auf der Weiterreise wird die Südostfront des Bibanstockes mittelst eines riesigen Tunnels erreicht, er ist nicht weniger als 2249 Meter lang. Mit dem Austritte ist die Wasserseide zwischen dem Sahel (bei Bougie zum Meere) und dem nach Süden zum Salzsee el Hodna in das Schottgebiet fließenden Ued-Rfob, überstrichen. Bei El-Mchir wurde die bedeutende Meereshöhe von 976 Meter erreicht, man befindet sich auf dem Hochplateau, welches bei Setif allmählich bis zu 1074 Meter ansteigt und sich ostwärts bis El-Guerrah wieder langsam bis auf 754 Meter senkt. Mit 200 Kilometer ist die Entfernung beider Orte gemessen. Die begleitenden hohen Horizontlinien gehören gegen Norden dem Tell-Atlas, gegen Süden in weiterer Ferne dem Sahara-Atlas an. Alles hat sich in den Naturverhältnissen total verändert, einförmiges, welliges Steppenland, oft

weithin von niedrigem Wermuth ausschließlich bewachsen, dehnt sich vor uns aus. Keine jener originellen Pflanzenarten, die wir bis dahin in Buschform oder als Zwergbaum kennen gelernt hatten, wanderte über den Bibanstock auf die Hochebene. Nordische Cerealien werden vorwiegend cultivirt, man sieht Nomadenzelte, Viehzucht ist erspriesslich, edle Pferderassen werden gezüchtet.

Bei El-Achir verließen wir die Kreideformation und bewegen uns nun, immer gegen Osten reisend, zuerst auf eocänem, später auf pliocänem Boden. Bei El-Anasser (910 Meter) bessern sich die Naturverhältnisse, es giebt da noch Weinberge und ergiebige Gemüsegärten. Hier oben war die Temperatur angenehm, schon nahe der Abend. Noch sah man aus dem dürftigen Steppengrün Kalanderkräuter aufsteigen. Die Dörfer der sesshaften Eingeborenen erinnerten in jeder Hinsicht an die Niederlassungen der Tataren in den Ebenen des Kaukasus. Ueberweitig lebten in den niedrigen schwarzen Zelten nomadisirende Araber. Mit Ver-spätung erreichten wir Setif, eine besetzte Stadt von rein militärisch-administrativem Charakter, der Sitz des Unterpräfecten, mit einer Bevölkerung von 12.000 Seelen.

Die letzten 119 Kilometer, welche uns von El-Guerrah trennten, wurden in 3 $\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt. In beständiger Neigung, durchschnittlich mit 2,7 auf den Kilometer, zieht sich der Eisenbahndamm über die Stationen Ras-El-Ma, St. Arnaud u. bis El-Guerrah hin. Es wurde dunkel. Gegen 11 Uhr erreichten wir den kleinen Ort, wo man im bescheidenen, aber sauberen Gasthause zur Nacht bleiben muß, um die Reise am nächsten Tage gegen Mittag fortzusetzen.

Am Sonntag früh (26. März/7. April) präsentirte sich El-Guerrah gleich einer kleinen Oase, nordischen Charakters, mitten in der Steppe, aus welcher gegen Norden gelbliche, kahle Felsenhügel anstiegen. Ich benutzte die freie Zeit zu einer Excursion und wurde durch alles an die Frühlingsflora ähnlicher Localitäten der Krim, z. B. bei Simferopol, erinnert. Waren es auch nicht immer dieselben Arten, die ich fand, so doch dieselben Genera. Als solche alte Bekannte erfreuten mich besonders: *Adonis aestivalis*, *Papaver hybridum*, *Fumaria officinalis*, *Lithospermum arvense*, der schon verblühte *Ceratocephalus falcatus* und *Muscari comosum*. Zwischen diesen hoben sich vortheilhaft die Gruppen von *Nonnea nigricans* Desf. und von *Solenanthus lanatus* DC. hervor; am letzteren sind die oberen Blätter und Kelche mit dichtem, silberweißem Filz bedeckt. Nicht weniger bezeichnend für diese Frühlingsflora der Hochsteppe waren *Calendula arvensis* und die zierliche *Matthiola lunata* DC. Namentlich macht die genannte Crucifere durch zarten Bau und die vielen großen, dunkelrosafarbenen Blumen einen vorzüglichen Eindruck. In ihrer Nähe wucherte *Reseda alba*. Wo *Festuca bulbosa* ihre ausdauernden Polster entwickelt hatte, waren diese in den Wurzelstöcken so fest, daß sie nur mit Hilfe des scharfen Messers ausgehoben werden konnten. Auf den sterilen Abhängen standen wieder die weißen, hart stacheligen *Zizyphus*gebüsch und *Cynara cardunculus* L. war nicht häufig, dagegen wucherte in besserem Boden eine andere Distel, *Carduus pteracanthus* Dur.

Ein weiterer Spaziergang durch die bewässerbaren Wiesenründe lieferte mir manche andere Pflanzenart. Da reckten sich aus den Rosetten der behaarten Wurzelblätter die robusten Stengel eines Tauferschöndchens (*Bellis sylvestris* Cyr) hoch hervor. Auf jedem eine weißrosafarbene Blume, dreimal so groß als an dem heimischen Margarethchen. Zwei *Diploaxis*arten (*D. muralis* DC. und *D. erucoides* DC.) fielen durch die gelben und weißen Blüten und ihren hohen Wuchs



Palmengarten in Biskra.
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

auf. Auch wilde Wicken (*Vicia calcarata* Desf.) und *Salvia verbenaca* L., sowie *Poterium Magnoli* Spach. standen in voller Blüthe. Unsere gewöhnlichen Wegunkräuter, z. B. die Plantagoarten und *Polygonum aviculare*, fehlen hier. In der Nähe der Station waren etliche Eucalypten, Casuarinen und Aleppo-kiefern, sowie weiße Akazien angepflanzt. Die letzteren schlugen jetzt erst aus, die Landstraße war mit Melea Acederach und Maulbeerbäumen bepflanzt, welche man unter Schnitt hielt. Wenige Birnenbäume blühten und ebenso das Tamarixgesträuch (*T. africana* Poiret), mit welchem seitwärts der Eisenbahndamm besetzt war. Auf diesem östlichen Theile des Hochplateaus bis Setif ist in den Lagen zwischen 650 bis 1140 Meter eine ausdauernde, schön gelbblühende Compositen die bezeichnende Frühlingspflanze, sie heißt *Othonna cheirifolia* Ibet Sp.; aus ihren niederliegenden, kriechenden Stengeln treiben das leicht runzlige Blattwerk und die immer einzeln stehenden, nicht hohen Blumenköpfe hervor. Unweit von der Station hatten etliche Araberfamilien ihr Zeltlager aufgeschlagen, die Tschadern¹ desselben waren schwarz und weiß gestreift. Die Schafe gehörten alle zu den Langschwänzen und die Ziegen hatten zwar lange, hängende Ohren, aber nicht das hoch ausgebuchtete Nasenbein, welches der östlichen afrikanischen Rasse zukommt. Der Esel war viel häufiger als das Pferd. Seinen allbekanntesten Ruf hörten wir am Morgen früh von allen Seiten her. Graumammern und Feldlerchen gab es, aber keine Staare.

Die Entfernung von El-Guerrah bis Bisra beläuft sich auf 202 Kilometer. Nicht volle sieben Stunden braucht man, um sie zurückzulegen. Der Bahndamm ist von Nordost nach Südwest gerichtet, an 16 Stationen wird gehalten. Man befindet sich zuerst immer noch auf den Hochebenen, welche die sogenannten zwei Atlasysteme — den nördlichen, Tell, und den südlichen, Saharaatlas — trennen und in deren flachen Mulden sich von beiden Seiten die Wasser zu mehreren Seencomplexen sammelten, von denen einige von großem Umfange und stark salzig sind. Sie haben keine Abflüsse.

In 30 Kilometer Entfernung von El-Guerrah ruht die Bahn auf schmaler Rippe zwischen zweien solcher großen Seen, die bei Hochwasser communiciren, während die Eingeborenen nach der Sommerhitze die austkrystallisirten Salzkrusten sammeln. Hier bietet das umliegende, ausgedehnte Flachland landschaftlich und botanisch den Typus der Holophytensteppe, deren saftige, graugrüne und braune Repräsentanten zu dieser Jahreszeit noch wenig entwickelt sind. Sauergräser und Binjen stehen an den Rändern des brakigen Wassers, ein paar Störche prominiren in ihnen.

Bis Batma, welches 51 Kilometer von der Station Les Lacs entfernt ist, hebt sich die Straße beständig und erreicht an letzterem Platze 1025 Meter. Die Gegend wird interessant durch eine große Anzahl von Ruinen, die aus der römischen Herrscherzeit stammen. Nach und nach ändern sich auch die Naturverhältnisse. Auf dem Elbiarplateau erreicht man sehr bald die Culminationshöhe mit 1069 Meter und läßt sich an den Südhängen des saharischen Atlas rasch hinab. Dieses Gebiet ist gut bewässert, man befindet sich wieder im Kreidegebirge mittlerer Etage. Bei Ain-tuta befinden wir uns bereits in 917 Meter Meereshöhe. Die Gehänge zeigen wieder das niedrige *Lentiscus*-gebüsch und oft weitgehende Halfabestände. Hier sah auch ich zum erstenmale den sonderbaren *Retama*strauch. Die Art heißt *Retama sphaerocarpa* und weiter gegen Süden im Saharagebiete kommt auch *R. Retam* W. vor. Die

¹ Tschadern, d. h. flachdachige Zelte.

Pflanze gehört zu den Papilionaceen und steht den Ginsterarten nahe. Die Metamagebüsche sind ganz nackt, da die wenigen schmalen Blättchen, mit welchen die Natur sie ausstattete, leicht abfallen. Vesenartig recken sich die dünnen, dunkelgrünen Ruthen in die Höhe und nehmen zur Blüthezeit, wenn die achselständigen vielen Blumen sich erschließen, ein fast reinweißes oder gelbes Colorit an, da dann, wenigstens aus der Ferne, von dem dünnen Geäste fast gar nichts zu sehen ist.

Nun senkt sich die Straße bis El-Kantara im Engthale des gleichnamigen Baches sehr rasch. Wir durchlaufen 33 Kilometer und gelangen von 917 Meter bis auf 537 Meter Meereshöhe. Die Technik der Ingenieure hat auch hier alle Schwierigkeiten im Kreidegebirge glücklich überwunden. In den ökonomischen Existenzbedingungen der Bevölkerung hat sich wieder alles verändert. Wo es dem Menschen gelingt, künstlich Wasser dem trockenen Boden zuzuführen, sehen wir die Dattelpalmenoase, ihre Größe und ihr Gedeihen hängen allein vom Wasserreichthum ab. Wo dieser fehlt, liegt wüstes Terrain; hier noch, im Gebirge, überall die pittoresken Formen der zerklüfteten Kreidefalte von hellgelber Grundfarbe. Sie blenden das Auge oft, aber bei Sonnenuntergang und verminderter Lichtfülle bieten diese Fronten abends ein herrliches Farbenspiel. Oleandergebüsch wird zur bezeichnenden Pflanzenform. Gleich abwärts von El-Kantara erreichen wir die erste große Palmenoase, in welcher über 60.000 Dattelstämme gedeihen. Bei der Station Fontaine des Gazelles befinden wir uns nur noch in 390 Meter Höhe. Im Thale des Kantarabaches geht es weiter. Bei El-Dutaha erreichen wir den Fuß des Gebirges, durchschneiden, ganz gegen Südost wendend, die Ebene, passiren den Fluß, umgehen in kurzem Bogen den Col-des-Chiens und erreichen bald in südlicher Richtung Bisra, das Ziel unserer Reise, gelegen an rechter Flussseite in 122 Meter Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen eines haitianischen Regierungsbeamten.

Von H. v. Fischer-Treuenfeld.

(Schluß.)

À propos, Uniformen! Die Sucht nach goldenen Tressen ist in Haïti erstaunlich, nicht nur bei den höheren Beamten, die meistens Generäle sind, sondern bis hinab zum niedrigsten Soldaten, der in Ermangelung von Beinkleidern oder eines Waffenrockes sich irgend ein buntes Taschentuch umhängt und die Blechetiquette einer Sardinienbüchse oder irgend einer anderen blanken kaufmännischen Reclame an seinen Tschako oder an seine Patrontasche befestigt. Es lebte zur Zeit meines Aufenthaltes eine strebsame norddeutsche Familie in Haïti, von der zwei Brüder eine bedeutende Möbeltischlerei in Port-au-Prince besaßen und die ihre Producte bis nach den englischen Inseln West-Indiens exportirten; ein dritter Bruder war Verwalter einer der wenigen aus der französischen Blüthezeit noch erhaltenen Plantagen, die sich damals im Besitze der Erben des früheren Präsidenten Pétion befand. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, die Möbeltischlerei zu besuchen, und: „O, welche Lust, Soldat zu sein!“ neben vielen Hobel- und Polirbänken hingen an Knaggen bunte schwalbenschwänzige Fracks mit langen

goldenen Epauletten, Tschakos und Schlepffäbel mit mächtigen goldenen Fortepéetroddeln, während die Herren Officiere in Hemdärmeln an Mahagonibrettern schrumpfen, stemmen und polirten. Beim Ausrücken zur Parade nach dem „Marsfelde“ waren die biederer Spießgesellen nicht wieder zu erkennen.

Der dritte Bruder jener Landsleute, der auf der von ihm verwalteten Pétion-Plantage Zuckerrohr und Rum producirt, lebte weit entfernt von weißer Bevölkerung unter Negern und hatte sich mit einer rabenschwarzen Schönen verheiratet. Beide lebten sehr glücklich inmitten eines thätigen Wirkungskreises und sie besaßen zwei stramme braune Jungen im Alter von 8 und 10 Jahren. Da es in Haiti kein Standesamt gab und unser Landsmann sich von einem katholischen Priester nicht trauen lassen wollte, und da außer solchen nur noch Fetischpriester im Lande waren, so fehlte dem glücklichen Paare nichts weiter als die kirchliche Weihe ihres geschlossenen Bundes.

Da ereignete sich's eines Tages, daß ein mächtiges hölzernes preussisches Kriegsschiff in angemessener Ferne vor Anker legte. Dies war die bereits vorhin erwähnte berühmte frühere dänische Fregatte „Gefion“, welche am 5. April 1849 durch einen Meisterschuß einer deutschen Strandbatterie in Eckernförde, durch welchen Schuß das Linieneschiff „Christian VIII.“ in die Luft sprang, gezwungen wurde, sich zu ergeben. Die „Gefion“ hatte als Schulschiff preussische Secadetten an Bord, und ehe noch die haitianischen Hafenwachen sich dazu entschließen konnten, die weite Strecke bis zu dem ungewöhnlichen Gaste unter Scharen von Haitianischen hinauszurudern, da landete ich bereits zur Verwunderung des Commandanten, inmitten einer Gruppe stattlicher Officiere, die mich auf das lebenswürdigste empfingen und denen ich meine „Villa Soulonque“ zur Verfügung stellte, ein Anerbieten, das mit Freuden angenommen wurde. Da sich auch ein reformirter Schiffsprediger an Bord befand, so gelang es mir, das Versprechen zu erhalten, die christliche Trauung des erwähnten gemischten Paares an Bord der „Gefion“ zu vollziehen, was auch wenige Tage darauf in feierlichster Weise unter dem Schutze der schwarz-weißen Flagge geschah. Die drei Brüder ließen sich's dann auch nicht nehmen, die Secofficiere nach der Trauung unter den Palmen ihres Gartens zu bewirthen und diejenigen Herren, die sich etwa noch jener fröhlichen Affaire erinnern, werden zugeben, daß eine Heiterkeit, wie sie an jenem Feste stattfand, heute wohl kaum unter ähnlichen Umständen denkbar wäre. Doch nicht aus der Schule schwätzen!

Die Staatsreligion Haitis ist der Katholicismus, mit einem Erzbischof im Lande; doch sind die Grundpfeiler der gebräuchlichen Religion ebenso unklar, als wie die topographischen Kenntnisse des inneren Landes. Mulatten und Schwarze hassen den Weißen, und dennoch lassen sie auf ihren Altargemälden die Heiligen in weißer Hautfarbe mit außergewöhnlich langen Bärten darstellen, während alle anderen Personen jener Kunstproducte in dunkler Hautfarbe dargestellt werden. Da ich zufälligerweise einen ebenso langen Bart trug als jene würdigen Patriarchen, so passirte mir es oft auf meinen dienstlichen Irrfahrten in abgelegenen Berggegenden und verlassenen Waldungen, daß die mir plötzlich begegnenden Landleute, unter dem Impuls des Augenblickes, niederknieten und sich betheerten, worauf sie selbstverständlich die rituale Gegenformel zurück erhielten.

Diese selben Leute, bei denen anscheinend wenigstens doch die äußere Form des Katholicismus in Fleisch und Blut übergegangen ist, sind bis in die höchsten Kreise neben dem Katholicismus auch noch dem Fetischismus ergeben. Ersterer ist ihnen eine Etiquettenreligion, der so lange gehuldigt wird,

als alles gut geht. Kommt's aber schlimm und es wird Noth an Mann, dann sinken alle in den alten Schlangencultus ihrer afrikanischen Vorfahren in Dahome zurück, der heute noch mit Kinderopfern verbunden ist. Dieser Fetischismus, der Glaube an Zauberei, ist eine aus rohem Polytheismus entwickelte Confession, bei welchem namentlich Schlangen, die als allmächtige, übernatürliche Wesen betrachtet werden und denen Zauberkraft zugeschrieben wird, eine religiöse Verehrung genießen. Der Fetischismus, oder wie er in Haiti genannt wird, die Vaudou-Religion, ist ein Dämonencultus, der auf Verehrung der Ahnen beruht, ohne den Unsterblichkeitsglauben zu besitzen. Daß dieser dämonische Cultus sich in Haiti im Zunehmen befindet, ist nachgewiesen; und hierin liegt der schlagendste Beweis des culturellen Rückganges und der Unhaltbarkeit einer schwarzen Republik.

Die Vaudou-Religion steht unter der despotischen Leitung mehrerer Personen: der Papa-lois, der Mama-lois und der Medizin-Zauberer, denen noch eine Anzahl organisirter Vaudou-Priester zu Diensten stehen. Der Papa-loi ist die regierende Gewalt, der Willensvermittler der allmächtigen Schlange; ein raffinirter Neger, der von allen gefürchtet, aber nirgends ansässig ist. Ihm werden von den Priestern alle wichtigen Streitfragen vorgelegt; sein Urtheil ist unwiderlich. Die Mama-loi ist seine von der Schlangengottheit auserkorene Hohepriesterin, seine treue Helfershelferin; und der Medicindoctor ist die executive Gewalt, die keine Mittel scheut und vor der selbst haitianische Kaiser und Fürsten zitterten.

Nach dem Ableben eines Papa-loi wird ein neuer Hohepriester gewählt. Das ganze Land ist dann in vibrirender Aufregung und in jeder Stadt und an bestimmten Orten des Landes finden die schauerhaftesten Bacchusfeste und Tänze statt. Unter steter Begleitung der in Afrika so bekannten einblöthigen Trommelschläge, Händeklatschen und monotonem Gesang wird Tage und Nächte hindurch ununterbrochen getanzt, bis alle nach der Reihe, vom Spiritus berauscht und durch die wunderbarsten Muskelvibrationen und Körperzuckungen in eine übernatürliche Extase hineingearbeitet, vollends erschlaft niedersinken. Dann liegen sie haufenweise benußtlos auf dem Erdboden, während das Fest von neu hinzuströmenden Gästen fortgeführt wird. Der Gesang ist mehr ein Recitiren, an dem auch die um die Tänzer im Kreise Herumhockenden theilnehmen; er vertritt die Stelle der Parlamentsreden, wobei Meinungen unter heftigen Wortspielen und lebhaftem Gelächter ausgetauscht und die Wahlvorschläge für den neuen Papa-loi und seine Priester zurecht gelegt werden.

Nach dem Gesetze der Vaudou-Religion muß der neugewählte Papa-loi durch das Opfer eines weißen Kindes in Amt und Würde eingesetzt werden, wobei das Blut des Opfers, mit Rum oder Tafia gemischt, während der Tänze von allen Anwesenden getrunken wird. Daß dieser Cultus noch in neuester Zeit stattfand, hat der in Haiti lange Zeit lebende englische Gesandte Sir Spencer-Saint-John in seiner: „History of the Black-Republic“, London 1889, in wahrheitsgetreuen Worten geschildert.

Die katholische Kirche hat den Kampf mit dem Vaudou-Glauben bisher nicht mit Erfolg durchgeführt, denn die Schwarzen sind dem letzteren mehr als der ersteren ergeben; schon weil sie sich unter dem Banner des Vaudou von der erdrückenden Sklaverei ihrer dem Christenthum angehörigen spanischen und französischen Herren losgerissen haben. So erzählt A. Vidal in der „Vossischen Zeitung“ vom 1. December 1888, daß ihm ein katholischer Priester eines Bergstädtchens mitgetheilt habe: „Er wußte aus der letzten Beichte einer alten Frau,

daß sie nicht weniger als 14 kleine Kinder verspeist habe; davon seien drei ihre eigenen gewesen.“ Bis heute noch beherrschen die Papa- und Mama-lois die internen Gebräuche des Landes; wenn auch nicht mehr in ganz orthodox afrikanischer Form, sondern untermischt mit mildernden katholischen Kirchengebräuchen.

Die Aufnahme der Vaudou-Novizen findet nach vierzig tägiger Vorbereitung und achttägiger Einsperrung an geheim gehaltenen Orten und bei Festen im Beisein des allmächtigen Schlangengottes statt. Der Neuling hat eine Reihe ritualer Ceremonien durchzumachen, welchen ein Tanz und Orgienfest nachfolgt, bis eine allgemeine Erschlaffung den Zuckungen und Verrenkungen der trunkenen Körper ein Ende macht. Ich habe solchen Vaudou-Tänzen mit all ihren häßlichen Scenen beigewohnt; es wäre aber für einen Weißen unmöglich, bei den Krönungsfesten der Papa- und Mama-lois, sowie bei der Aufnahme der Novizen zugegen zu sein; er würde für seinen profanen Einblick von der Masse unfehlbar zerrissen werden. Da die Vaudou-Hohepriesterfeste überaus geheim gehalten und Uebertretungen des Gelübdes unbarmherzig mit dem Tode geahndet werden, so ist es ganz unmöglich ein Urtheil zu gewinnen, wie häufig Cannibalismus in Haïti vorkommt. Auch die regierenden Kreise suchen solche Fälle zu vertuschen; ja sie bestrafen sogar deren Veröffentlichung, um den haitianischen Stolz im Auslande nicht zu schädigen. Wir sind durchaus bereit anzunehmen, daß der Cannibalismus der Menschenopfer in Haïti verhältnismäßig viel seltener vorkommt, als Mordthaten im christlich civilisirten Europa; aber dennoch kommt er immer wieder, wenn auch nur in vereinzelt Fällen, zu Tage, so daß es außer Frage steht, daß auch heute noch Menschenopfer den Cultus der Vaudous in Haïti beflecken.

Auch ich hatte Gelegenheit, vor dem Hohen Tribunal der haitianischen Gerichtsbarkeit in einem Vaudou-Processe mit obligatem Kinderopfer zur Verherrlichung einer Papa-loi-Krönung als Zeuge vorgeladen zu sein. Nicht etwa, daß ich selbst an den Orgien des Fetischfestes theilgenommen hätte, sondern weil ich zufälligerweise zwei schwarze Zimmerleute zur Reparatur einer kleinen Holzbrücke nach dem Orte des Krönungsfestes dienstlich abgeschickt hatte. Der „Modus operandi“ in dem bezüglichen Falle war folgender: Der Medizinzauberer der Fetisch-Triplealliance hatte einen Soldaten, der seine freie Zeit damit ausfüllte, Zuckerwerk auf den Straßen von Port-au-Prince an Kinder zu verkaufen, beordert, ein mit Narcoticum versetztes Zuckerbrötchen einem weißen Kinde beizubringen. Das Kind starb innerhalb weniger Stunden und wurde dem Landesgesetze gemäß auch noch am selben Tage vor Sonnenuntergang beerdigt. Die schwarzen Gesellen des Festcomités exhumirten das Kind sofort und opferten es am nächsten Tage dem dämonischen Schlangencultus. Spaßhaft war bei dieser ernstesten Gerichtsverhandlung, daß der plaidirende „Juge“ des hohen Cassationsgerichtes unter all den schwarzen juristischen Collegen ein sechs Fuß langer, dünn ausgelaufener, blonder Holländer war, ein Herr Ott, der, um die hohe Ehre dieser Stellung zu genießen, zuvor nachweisen mußte, daß seine auf Java geborene Großmutter ein Paar Tropfen farbiges Blut in sich hatte. Aber Ehre, wem Ehre gebührt! Damals wurden drei Mitglieder des Festcomités zum Tode verurtheilt. Sir Spencer-Saint-John beschreibt ganz ähnliche Verhandlungen aus späteren Jahren, wo neun Theilnehmer zum Tode verurtheilt wurden, während in der Neuzeit diese Auswüchse afrikanischer Bestialität nur mit gelinder Gefängnisstrafe geahndet wurden, oder sie werden ganz übersehen.

Im Jahre 1887 veröffentlichte eine haitianische Zeitung einen Bericht einer Vaudou-Orgie, mit Kinderopfer und Cannibalismus, wofür der Redacteur

vom Präsidenten der Republik eingesperrt wurde, weil er sein Vaterland exportirt habe.

In den fast undurchdringlichen Waldungen der haitianischen Bergketten, wo von einer obrigkeitlichen Controlle kaum die Rede ist, da herrscht heute noch, wenn vielleicht auch nur in vereinzelt Fällen, der Ritus der Anthropophagie und als Beweis hiefür dient, daß noch im vergangenen Jahre in Port-de-Paix zwei Neger hingerichtet wurden, die beschuldigt waren, ihren eigenen Vater tödtet und aufgefressen zu haben.

Eines muß man dem Häitier lassen; er ist ein geborener Redner. Man sehe nur bei politischen Bewegungen, oder auch wenn gar keine Veranlassung vorliegt, wie die jungen Herren auf offener Straße nicht nur mit dem Munde, sondern mit Händen und Füßen reden, wobei erstere wie bei Aufführung einer Liszt'schen Rhapsodie hin und her fliegen. J. B.: „Brüder und Bürger! Freiheit und Gleichheit! Giebt es wohl noch einen Menschen auf der weiten Oberfläche dieses Erdballes, der nicht von der unanfechtbaren Wahrheit durchdrungen ist, daß wir Häitianer, die Befreier der schwarzen Rasse, welche Jahrhunderte durch den Fluch der miserablen Weißen geknechtet wurde, heute an der Spitze der Civilisation als leuchtendes Beispiel aller Tugenden unabhängiger und freiheitsliebender Völker voraneilen! Bedarf es etwa hiefür noch eines Beweises? Wo in der Welt giebt es eine Nation, welche auf den ehernen Tafeln ihrer Geschichte in goldenen Buchstaben Thaten und Siege verzeichnet hat, als wie die unserige? Hat nicht unser unüberwindliches Heer, als es noch in Sklaverei schmachtete, dennoch die Spanier und Franzosen vernichtet; haben unsere braven Feldherren Toussaint l'Duverture und Dessalines nicht die „Grande Armée“ eines Bonaparte, der es vermochte, ganz Europa in den Staub zu treten, dennoch in die Flucht getrieben, wie der Wind die Spreu verweht; und mußte nicht selbst die Gier der Engländer, ihre Flotte und ihr Heer unseren unbesiegbaren Vertheidigern des Rechtes, der Freiheit und des Vaterlandes weichen! Man nenne mir eine zweite Nation, die auf der Höhe dieser Thaten steht u. s. w., u. s. w.“ Dann folgt unfehlbar ein Schimpfen auf alle Weisen, wobei „le blanc“, verbunden mit einem recht kräftigen Epitheton, stets die höchste Potenz der Belcidigung darstellt, so daß selbst Neger sich in der Aufregung eines Streites mit diesem in ihrer Auffassung intensivsten Kraftausdrucke gegenseitig beschimpfen.

Mit solchen Leuten war für einen nach Thaten durstenden Techniker nichts anzufangen. Ueberall Corruption und Unterschleif. Nicht einmal das mitgebrachte Telegraphenmaterial durfte ich zu Ende verwenden. Man begnügte sich mit einer kurzen, von mir errichteten Linie und hatte dann genug davon, denn jetzt konnte man in allen Zeitungen und Volksreden sagen: „Nous marchons avant la civilisation; unsere auserwählte haitianische Nation besitzt den ersten Telegraphen, diese modernste Erungenschaft civilisirter Völker, früher als die degenerirten weißen Rassen der englischen, spanischen, französischen und portugiesischen Colonien Central- und Süd-Amerikas!“ Schon nach wenigen Wochen wurde die haitianische Telegraphenlinie nicht mehr benutzt; der Ehrgeiz war befriedigt und nun begann das reichhaltige noch vorhandene Material aus dem Magazine zu verschwinden: der Draht für Einzäunungen und die Magneto-Apparate für Wundercuren der Zauberärzte. Aehnlich erging es im Jahre 1886 dem ersten und einzigen Eisenbahnbau von Gonaves nach Port-de-Paix, der schon 1890 vollends ins Stocken kam.

Öffentliche Bauten werden in Häiti nur geplant, um bei den Materialbestellungen hohe Commissionsgebühren einzuheimsen. Ehe das Material zum Bauplätze

geschafft ist, giebt es schon wieder eine neue Regierung und die will von der vorhergegangenen nichts wissen. So kommt es, daß man Haufen behauener Bausteine aus Nord-Amerika, schwere gußeiserne Fundamentplatten für Dampf- oder andere Maschinen aus England, Kessel, Röhren oder sonst etwas aus Frankreich seit Jahrzehnten als selbstredende Mommente früherer Staatsminister an einstmals beabsichtigten Bauplätzen lagern sieht; viel zu schwer, um von bescheidenen Staatsbürgern fortgeschleppt werden zu können. Inzwischen verlangte man von mir fortwährend Ausarbeitungen neuer Unternehmungen; heute eine große Kaserne, morgen eine Kirche aus amerikanischem Wellblech, dann eine Wasserleitung, einen großartigen Bau zur Erweiterung des Hafens, mit Landungsbrücke und Abgewinnung werthvollen Strandterrains; dann war es wieder die Abtragung eines Berges, mit Herstellung eines neuen Forts u. s. w., u. s. w. Diese und andere Projecte wurden von mir vermessen und ausgearbeitet, viele Materialien auch bestellt, aber fast nichts wurde ausgeführt. Da riß mir denn doch die Geduld, und sechs Wochen vor Ablauf meines Engagements theilte ich meinem hochgeschätzten Gönner, General Dupuy, meinen Entschluß mit und bat um meine Demission. Auch er war durch viel trübere Erfahrungen als die meinigen davon überzeugt, daß seine wohlwollenden staatsmännischen Pläne gegen einen Strom schwämmen, in welchem niemand einen Zoll vorwärts kam. Dennoch versuchte er mich zum Bleiben zu überreden und Präsident Geffrard machte einen verzweifelten Versuch, mich durch ein reiches Versprechen zu fesseln. Als aber die Antwort, daß selbst ein Goldgebot, so groß als das vor uns liegende Cibaogebirge (2955 Meter hoch und 930 Kilometer lang) mich nicht eine Stunde länger als mein Engagement im Lande halten würde, da ergriff der brave Alte meine Hand, bedauerte meinen Austritt, schenkte mir seine Photographie und die noch übrigen vier Wochen Dienstzeit. General Dupuy reiste mit mir zusammen nach England zurück und der biedere Präsident Geffrard wurde in chronologischer Reihenfolge von seinem Gegner Salnave 1867 gestürzt und starb 1879 im Exil in Jamaica.

Die handelspolitische Lage Haitis, welche sich in den letzten Jahren etwas gehoben hat, ist doch nur wenig verschieden von der in den Sechzigerjahren. Nord-Amerika und Frankreich haben den größten Antheil am Handel. Deutschlands Import betrug im Jahre 1896 13,7 Millionen Mark, während der deutsche Export nach Haiti nur 1,8 Millionen Mark betrug; ein ganz unbefriedigendes Verhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr, zumal da etwa 600 bis 700 Deutsche in Haiti leben. Auch der Ackerbau geht immer mehr dem Verfall entgegen, und von den früheren blühenden französischen Zuckerfabriken sind kaum noch Ruinen zu finden, hie und da ein massives Fundament oder eine Mauer, ein großes eisernes Zahnrad oder ein Mühlstein, der als Curiosum oder als Thürschwelle vor einer erbärmlichen Hütte ruht. Seit lange war an Stelle des Zuckerrohrbaues der Kaffeebau und die Ausholzung der Farbhölzer getreten. Aber auch diese sind mehr ein Raubbau als ein landwirthschaftlicher Betrieb, da Farbhölzer forstmännisch gar nicht angepflanzt werden, und auch der Kaffee heute meistens von verwilderten Sträuchern früherer landwirthschaftlich betriebener Plantagen von im Gebüsch versteckt lebenden vereinzelt Negerfamilien eingesammelt wird; denn eigentliche Dörfer und landwirthschaftlichen Großgrundbesitz giebt es in Haiti nicht.

So sieht man denn täglich Reihen von Negern zu Fuß, zu Pferde oder auf Eseln, auf den steinigten, von üppigster Vegetation überwucherten engen Bergpfaden im Gänsemarsch zur Hafenstadt thalabwärts ziehen. Ein jeder ist



Negerlandleute von der Insel Haïti.

mit ein Paar Stücken Farbholz oder einem Säckchen Kaffee, oder sonst etwas beladen, um diese ihm in die Hand gewachsenen Früchte des Landes schon an die in den Vorstädten lauernden Zwischenhändler, weil der Weiße keinen Kleinhandel betreiben darf, gegen Rum, oder einen eisernen Kochtopf, ein langes Messer, oder ein Paar bunte Kopftücher einzutauschen. Auch werden von diesen Landbewohnern Mehl, Reis, Coddfish, Kleiderstoffe und Tücher eingekauft und die Rückreise des nunmehr in Seligkeit schwelgenden Negers wird dem Lastthiere überlassen, das den schwierigen Rückweg genau findet.

Der amerikanische Consul, dem der Verfall des Landes so überaus bedauerlich erschien, richtete einmal an einen hohen haitianischen Officier die Frage, warum die Nation es zugebe, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse so zusehends verfallen. Der schwarze Krieger stellte sich sofort in Position, die linke Hand auf der Brust und mit der rechten in der Luft herumsuchtelnd, erwiderte er: „Das Cultiviren von Ländern mag sehr gut für Amerikaner, Engländer und Deutsche sein; für die „lateinische Rasse“ giebt es aber höhere Culturaufgaben zu erfüllen.“ — Das Cultiviren des Bodens gilt nämlich in Haiti seit Befreiung aus der Sklaverei als etwas Schändliches, Degradirendes.

Das Wegebauystem des haitianischen Staates besteht vornehmlich darin, daß ein jeder Reisende ein langes, etwas gekrümmtes, säbelartiges Messer mit Holzgriff, „Machetta“ genannt, mit sich führt und beim Reiten unaufhörlich rechts und links die sich zu einem Gewebe verschlingenden Stränge der Schlingpflanzen und die Aeste überwuchernder Bäume fortzuschlägt. Fällt dem Neger dabei das Messer aus der Hand, oder er schlägt sich selbst auf die Finger, so verfällt er in ein kindliches Gelächter, das vor einer Stunde kein Ende nimmt; selbst wenn er mütterseelenallein reitet.

Auffallend ist, daß es in Haiti keine Affen und auch keine Vertreter der Sippe Felis Tigris giebt. Von Papageien kommt nur eine kleine grüne Art der Keilschwanzfittiche, Pereskiten, von der Größe einer Drossel vor. Sehr reichhaltig sind vorhanden: Skorpione, Tausendfüßler und Spinnen, darunter eine etwa 10 Millimeter messende, sammet schwarze Springspinne mit karminrothem Rücken des Hinterleibes, die sehr giftig sein soll (*Araña cata*), so wie auch noch die angeblich so gefährliche *Tarantula peluda*.

In der haitianischen Armee hat entschieden eine Wendung zum Besseren stattgefunden. Die früheren ungezählten Linientruppen waren für ernste Zwecke ein unzuverlässiges Personal, wiewohl die Geschichte Haitis eine Fülle von Beispielen liefert, wo auch diese Truppen bei gegebenen Gelegenheiten es verstanden, die fürchterlichsten Gemetzel und Grausamkeiten, namentlich gegen Weiße, auszuführen und den oft an Wahnsinn grenzenden Bluttthaten ihrer Präsidenten nicht nachstuden. Auch heute noch besteht diese Truppe, wiewohl bedeutend verringert, und dient als Staffage in Revolutionen. Sie ist zusammengesetzt aus: 4 Bataillonen Artillerie, insgesammt 1000 Mann, 6 Regimentern Infanterie, zusammen 3200 Mann, und 46 Compagnien Gendarmerie, aus 1978 Mann bestehend. Gesamtstärke: 6178 Mann. Die Präsidentengarde hingegen ist eine gut uniformirte Truppe, die auch in militärischen Evolutionen einigermaßen geübt ist und die, gewöhnt an das für Europäer tödtliche Klima der Städte und Thäler, einen nicht zu unterschätzenden Factor in der Landesvertheidigung bildet. Diese Garde besteht aus: 1 Bataillon Artillerie von 100 Mann, 1 Regiment Infanterie von 300 Mann, 1 Bataillon Jäger von 150 Mann und 1 Schwadron Kavallerie von 100 Mann, zusammen 650 Mann. Die Gesamtstärke der haitianischen Armee ist somit 6828 Mann. Hierzu kommt

noch eine ungezählte Anzahl von Generälen und eine Flotte, die aus 5 eisernen Schraubendampfern mit 22 Kanonen und einem stählernen Kanonenboote mit 3 Geschützen besteht. Hierzu kommt ferner noch eine Nationalgarde, die nur an Sonntagen zur Parade antritt, und einschließlicly welcher nach dem Budget von 1881 das Heer aus 16.399 Mann bestehen müßte. Der häitiansche Ingenieur Gentil Tippenhauer sagt in seinem Werke, daß Haiti heute wohl, im Falle eines Angriffes irgend einer fremden Macht, 120.000 Mann ins Feld stellen könnte; er fügt aber auch hinzu: „In Haiti braucht man, um General zu werden, nicht unbedingt lesen und schreiben zu können,“ wenn nur ein vermeintlicher Einfluß auf die niedrigen Classen vorhanden ist. Was von den Generälen gilt, gilt von dem ganzen Heere, mit Ausnahme der Präsidentengarde; es ist eine völlig undisciplinirte unwissende Armee.

Im großen ganzen sind diese, ursprünglich von der Goldküste Afrikas stammenden Neger, trotz ihrer Militärreform, trotz ihrer voluminösen Bände eigener juristischer Codices, trotz einer nicht functionirenden elektrischen Lichtanstalt und einer eben solchen Gismaschine und Pferdebahn, trotz ihrer maßlosen Eitelkeit, an der Spitze der Civilisation marschiren zu wollen, trotz glanzlederner Stiefel, Pariser Moden und Parfumerien und trotz eines halben Tugend in Paris ausgebildeter Schriftsteller und Mediziner, in der culturellen und wirthschaftlichen Entwicklung des Landes rückwärts und nicht vorwärts gekommen, denn der Staat ist heute mehr als je verschuldet. Die Eingeborenen faulenzten heute ebenso den ganzen Tag wie früher und tanzen nachts den Vaudou-Tanz, bei welchen Gelegenheiten dann nur das Opfer einer Ziege oder eines weißen Huhnes gespendet, und das Blut mit Tafia gemischt, einer Art Rum, getrunken wird. Auch heute noch darf der Fremde nur in den wenigen Küstenstädten wohnen; er ist nur geduldet und darf daher keinen Grund und Boden erwerben und keinen Kleinhandel betreiben, so daß der europäische Großkaufmann von den eingeborenen Zwischenhändlern abhängig ist; ein System, das enorme Schwierigkeiten, Credite, Verschuldungen und Verluste zur Folge hat. Vor den Polizeigerichten bekommt der Weiße selten Recht und er findet im ganzen Lande nur Richter, die Partei gegen die weiße Klasse nehmen. Mr. James Forde sagt in seinem Werke sehr richtig: „Hayti is the most ridiculous caricature of civilisation in the whole world.“ Ein sehr ausführliches Werk über Haiti wurde 1893 in Leipzig von dem Ingenieur Gentil Tippenhauer veröffentlicht, einem in Haiti geborenen und im dortigen Staatsdienste stehenden Deutsch-Grecolen, der aus leicht verständlichen Gründen den häitianschen Rückschritt in einem rosigeren Lichte hinstellt und denselben durch die lange Knechtschaft der Sklaverei erklärt. Wir stimmen vollends mit jenem tiefen Kenner Haitis überein, daß dort eine von Grund aus neue Aera beginnen müsse, die auf socialer und bürgerlicher Gleichstellung des Weißen mit dem Schwarzen unbedingt beruhen müßte. Auf einer solchen Grundlage versprache Haiti eine überaus reiche wirthschaftliche Entwicklung.

Die Einnahmen des Staatshaushaltes gehen infolge dieser unglaublichen internationalen Verhältnisse und insbesondere durch die Unterschleife einer von Grund aus verrotteten Verwaltung und eines Volkes, welches Hahnenkämpfe, Würfel- und Kartenspiel, Tanz, Trunk und Orgien der wirthschaftlichen Arbeit weit voranstellt, zusehends rückwärts. Die Jahresdurchschnittswerthe der Ausfuhr, kurz vor und nach der Befreiung der Schwarzen, nahmen das unerhörte Verhältniß von 56 zu 1 an, und heute ist es noch viel schlechter, so daß die Staatsschuld im Jahre 1892 schon die hohe Summe von 67,200.000 Mark befrug

und ein Bankerott, eine nationale Katastrophe dieses von der Natur so überaus reich gesegneten Landes früher oder später wird eintreten müssen.

Gehaßt sind in Haïti alle Fremden seit der vor 100 Jahren abgeschüttelten Sklaverei der Weißen; gefürchtet sind aber nur die Amerikaner! Dies schließt jedoch nicht aus, daß es in Haïti eine, wenn auch nur numerisch geringe, wohlgejittete und gebildete Volksclasse giebt, welche den Vandalismus ihres Landes verachtet, und die sich weder moralisch, noch intellectuell von den höchstcivilisirten Kaukasiern unterscheidet und die sich auch wohl nach einer Rückkehr in geordnete Verhältnisse, in den Schoß Frankreichs zurückkehrt. Nur die Furcht, daß Nord-Amerika sich, auf die Monroe-Doctrin stützend, einer europäischen Besitznahme widersetzen würde, verhindert diese Partei, ihr politisches Programm auch durch die That zu bekräftigen.

Gerade weil Haïti die von der Natur am meisten begünstigte Insel und in geographisch-politischer, sowie maritim-strategischer Hinsicht als die Königin der Antillen zu betrachten ist, wird die Frage über die Zukunft des Landes eine um so schwierigere. In den Händen der Schwarzen und Gelben liegt die Landwirthschaft und Industrie heute vollends darnieder und Haïti geht schnell zugrunde. Andererseits ist es ein Naturgesetz, daß die stete Entwicklung cultureller Staaten unaufhaltsam und in Riesenschritten zur Aufdeckung neuer wirtschaftlicher Industrie- und Handelsgebiete drängt, welchem Drange sich im 20. Jahrhundert keine „Terra incognita“ und kein barbarischer Volksstamm wird andauernd widersetzen können. Fühlt sich Frankreich nicht bewogen, dieses ehemalige Eden Frankreichs, in welchem heute alles, was das Land an Civilisation noch nicht verloren hat, nach französischem Vorbilde geformt ist, und wo das Blut vieler tausende französischer Colonisten und Soldaten durch Meuchelmord, Fieber und im Guerillakriege in Strömen geflossen ist, wieder zu gewinnen, so werden die Vereinigten Staaten von Amerika Haïti früher oder später annectiren müssen! Die wirtschaftliche und national-ökonomische Existenz Haïtis kann unzweifelhaft nur durch eine europäische, respective nordamerikanische Leitung weißer Einwanderung und damit verbundener Capitalanlage gerettet werden.

Frankreichs Afrikabesitz und seine geschichtliche Entwicklung.

Von Dr. med. Robert Numpé.

(Mit einer Karte.)

Wenngleich die neueren Vorgänge in Ost-Asien die Aufmerksamkeit der Colonialpolitiker etwas von dem schwarzen Erdtheile abgelenkt haben, so bereiten sich doch Ereignisse dort vor, die für absehbare Zeit einen gewissen Abschluß in der afrikanischen Eroberungsthätigkeit europäischer Mächte herbeizuführen versprechen. Das Endergebnis wird dann gewiß manchen überraschen, insofern es zeigt, daß der größte und abgerundetste Antheil am Afrikabesitze diesmal nicht der alten Colonialmacht England, sondern der französischen Republik zugefallen ist. Nachstehend soll in kurzen Zügen geschildert werden, wie Frankreich es ermöglicht hat, in kaum zwei Jahrzehnten diesen gewaltigen Besitz sich anzueignen.

Bis vor 20 Jahren besaß Frankreich in Afrika außer unbedeutenden Landstücken an der Guineaküste und einigen Inseln in der Nachbarschaft Madag-

gaskars nur das 1834 eroberte Algerien. Dies Land, bis dahin nur ein mohammedanischer Raubstaat, hatte sich 1827 unter Hussein aus verschiedenen Anlässen in Gegensatz zur französischen Regierung gesetzt, und diese beschloß, als kleinere Expeditionen erfolglos blieben, 1830 die endgiltige Unterwerfung. Sie begann mit der Landung Bourmont's am 14. Juni 1830, doch erst nach wechselreichen Kämpfen kam am 26. Februar 1834 ein Friede zu Stande, kraft dessen kurz hernach das Land in endgiltige Verwaltung genommen wurde. Mit Einschluß des der Sahara zugehörenden Gebietes mißt die Colonie 667.065 Quadratkilometer (ohne dasselbe 477.913 Quadratkilometer), 1877 zählte sie 3,416.000 Einwohner, 1896 4,393.696. Das Land steht unter einem militärischen Generalgouverneur, dem für die Civilverwaltung ein Regierungscollégium zur Seite gestellt ist.

1881 benutzte Frankreich einen unbedeutenden Vorfall an der Ostgrenze Algeriens, um in Tunesien einzudringen, und durch Vertrag vom 12. Mai 1881 wurde das ganze Land, das bis dahin unter türkischer Oberhoheit stand, der französischen Schutzherrschaft unterworfen. Es bemißt 116.300 Quadratkilometer, und zählt etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner; die Regentschaft führt ein Bei unter der Aufsicht eines französischen Ministerresidenten. Bekanntlich hat Frankreich 1896, beziehungsweise 1897 Verträge mit Italien und England abgeschlossen, laut deren die Handelsbeziehungen Tunesiens mehr und mehr ihrer Selbständigkeit entkleidet und in diejenigen von Frankreich aufgegangen sind. — Somit besitzt Frankreich an Afrikas Nordküste ein zusammenhängendes Gebiet, das mit seinen rund 783.000 Quadratkilometern das Mutterland (528.876 Quadratkilometer) noch um die Hälfte überragt.

Die südlich vom heutigen Kamerun gelegenen, 1842 bis 1844 begründeten Handelsniederlassungen am Gabun und unteren Ogowe wurden 1877 und in den folgenden Jahren von S. de Brazza durch Hinterlandserforschungen erweitert und das ganze Gebiet 1885 auf der internationalen Conferenz in Berlin als „Französisch-Congo“ anerkannt (570.000 Quadratkilometer). Von der richtigen Auffassung durchdrungen, daß diesem Gebiete erst durch ein ausgiebiges Hinterland und vor allem durch eine Verbindung mit den mittelafrikanischen Handelscentren der Hauptwerth beikomme, drang in den folgenden Jahren de Brazza mit anderen entlang dem Congo und Sanaga in das Hinterland von Kamerun ein, bis es ihm nach mehreren vergeblichen Zügen gelang, am 4. April 1892 sich mit Mizon zu vereinigen, der von Zola in Adamana kommend, die Wasserscheide zwischen Benue und Sanaga glücklich überschritten hatte. Auf diese und einige andere Forschungszüge gestützt, schloß Frankreich am 15. März 1894 mit Deutschland jenes Abkommen, das ihm den Zugang von seinem Congogebiete zum östlichen Ufer des Schari, sowie die Ostküste des Tjadsees sicherte. Ueber das Ergebnis dieses Abkommens konnte die französische Diplomatie mit Recht befriedigt sein; war es ihr doch gelungen, Deutschland der Möglichkeit zu berauben, seine westafrikanische Colonie Kamerun mit dem ostafrikanischen Landbesitze jemals in Verbindung zu setzen, während für Frankreich selbst der Weg vom Congo über den Tjadsee zum Mittelmeere freigemacht war.

Und dieser Erfolg wurde im gleichen Jahre noch durch einen anderen Vertrag erhöht, den Frankreich am 14. August 1894 mit dem CongoStaate abschloß; letzterem hatte nämlich England einige Wochen zuvor das sogenannte „Lado-Dreieck“ (nördlich von Britisch-Ost-Afrika) in Pacht gegeben, um durch Bildung eines solchen Pufferstaates zu verhüten, daß Frankreich seine Macht-sphäre bis zum ägyptischen Sudan vorschiebe. Diese Absicht mußte indessen die

französische Regierung zu durchkreuzen, indem sie durch den genannten Vertrag den Congostaat veranlaßte, endgiltig auf weitere Ausdehnung über den 30.^o östl. L. zu verzichten, und für sich selbst die Ausdehnung seines Congobesitzes bis zum 27.^o östl. L. erreichte. Das war ein weiterer Schritt, den Ring von Südwesten nach Nordosten zu schließen.

Nicht minder zielbewußt und nicht minder erfolgreich war man zur selben Zeit befreht gewesen, den mittleren Sudan von der Senegalküste her zu erreichen. Dort hatte Frankreich schon 1679 einen Küstenstrich von Portugal erworben, der aber erst Mitte dieses Jahrhunderts durch die Feldzüge des Generals Faidherbe seine angemessene Ausdehnung bis nach Bondu und Bambug erfuhr. Schritt für Schritt die Forts vorschiebend, besetzten Anfang der Achtzigerjahre Gallieni und Desbordes Kita und Kundu, bis man endlich 1884 in Bammako und Kulikuru den Niger erreichte und 1888 durch Vertrag mit Amadu von Segu die Beherrschung des ganzen Flußlaufes bis in die Nähe von Timbuktu gewann. Dieses selbst wurde sodann am 10. Januar 1894 von Oberst Bonnier erobert, und die nachfolgenden Kämpfe mit den Tuaregs führten schließlich zu einem endgiltigen Friedensschlusse, kraft dessen die Franzosen die Herren des Landes verblieben. Dies geschah im August 1894, also zu fast gleicher Zeit, da Frankreich jene günstigen Verträge mit Deutschland und dem Congo- staate abschloß.

Unterdessen war man nicht unthätig gewesen, auch von der Guineaküste her den Weg zum Niger anzubahnen. Zunächst brachte Oberst Combes in den Jahren 1884 bis 1893 das Reich Samoris (südöstlich von Senegambien) unter französische Herrschaft und vereinbarte mit England eine feste Grenze für dessen Colonie Sierra Leone und ebenso (10. August 1884) mit der Negerrepublik Liberia. Hierdurch war sowohl das ganze Gebiet der südlichen Nebenflüsse des oberen Niger erworben, als eine Verbindung hergestellt zwischen Senegambien und der 620 Kilometer langen Elfenbeinküste, welche letztere schon seit längerer Zeit unter französischer Schutzherrschaft stand.

Außerdem besaß Frankreich noch einen weiteren Stützpunkt an der Guineaküste: Dahome! Dort hatte es 1878 vom Könige Gle-Gle die Herrschaft über Kotonu erworben, und diese dann 1883 und 1885 weiter nach Norden ausgedehnt. 1889 wurde zwischen Deutschland, Frankreich und Großbritannien für ihre drei dortigen Colonien Togo, Dahome und Lagos der 9.^o nördl. Br. als vorläufige Nordgrenze festgestellt und bis 1892 gelang es Frankreich auch, freilich nach heftigen Kämpfen, bis zu diesem Punkte seine Macht vorzuschieben. In der Folgezeit ging nun das Bestreben der drei genannten Mächte dahin, das Gebiet nördlich des neunten Grades zu gewinnen, um sich sowohl die zum Inneren laufenden Karawanenstraßen, als auch — und dies in erster Linie — den Zugang zum Niger zu sichern. Schon im Juli 1893 entsandte die französische Regierung den Hauptmann Decouer in das Hinterland von Dahome und Deutsch-Togo; kurz hinterher folgte ihm eine deutsche Expedition unter Dr. Gruner und Premierlieutenant v. Carnap; diese überholten nicht bloß die französische Truppe, sondern drangen auch, den Niger überschreitend, weit in die Landschaft Gandu vor, indem sie selbstredend überall mit den Häuptlingen Verträge abschlossen. Es ist bekannt, wie die Ergebnisse dieser Expedition alsbald Verhandlungen zwischen Berlin und Paris veranlaßten, die schließlich das deutsch-französische Abkommen vom 23. Juli 1897 herbeiführten. Indem hierdurch die Grenzen von Togo nach Osten und Norden (bis 11^o nördl. Br.) festgelegt wurden, bekam Frankreich den Weg von Dahome zum Niger frei;

wenigstens den deutschen Interessen gegenüber. Der Schwerpunkt für die Endregelung dieses westafrikanischen Besitzes liegt in einer Auseinandersetzung mit England. Die Verhandlungen hierüber datiren schon um viele Jahre zurück. Zunächst wurde 1890 jene berühmte Linie von Sah am Nigerufer zum Tjadsee gezogen, welche das linke Nigerufer in eine nördliche französische und südliche englische Hälfte theilte; die 1892 und 1894 gepflogenen Berathungen blieben ohne Erfolg und auch heute ist nicht abzusehen, ob die seit dem 20. October 1897 tagende Commission ein endgiltiges Ergebnis liefern wird, zumal man an Ort und Stelle sich noch andauernd die strittigen Gebiete abzujagen sucht. Gewiß ist indessen, daß Frankreich sich einen Antheil am schiffbaren Nigerstrom sichern wird.

Sein westafrikanischer Landbesitz dehnt sich also, den ganzen Oberlauf des Niger beherrschend, schon jetzt aus von der Senegal- und Guineaküste bis zum Tjadsee, trifft dort zusammen mit dem französischen Congogebiete und läuft weiter bis zum 27.^o östl. Länge, d. h. bis zum Quellengebiet der oberen Nilzuflüsse. Hält man dabei im Auge, daß der 35.^o schon die Grenze Abeßiniens bezeichnet, d. h. eines Frankreich befreundeten Staates, so wird man sein Bestreben begrifflich finden, dies centralafrikanische Länderband, reichend vom Atlantischen zum Indischen Ocean, nicht durch englische Zwischenschiebung unterbrechen zu lassen. Manches deutet schon jetzt darauf hin, daß hier im ägyptischen Sudan die beiden Mächte ihre Kräfte zu messen genöthigt sein werden; schon hat England mit zäher Ausdauer den Nil hinauf seine Posten vorgeschoben und ist durch den glänzenden Sieg, den General Ritchener am 8. April 1898 am Atbara über die Dervische davontrug, bis dicht vor die Thore Chartums gerückt; aber gleichzeitig läßt Frankreich eine militärische Expedition den Congo hinaufziehen, um von dorthier in den östlichen Sudan einzudringen, und hier wird sich mit der Zeit entscheiden müssen, ob die englischen Hoffnungen: „Vom Cap zum Nil“ oder die französischen „Vom Atlantischen zum Indischen Ocean“ das Feld behaupten.

Die Bedeutung Abeßiniens für Frankreich wird noch erhöht durch die östlich vorgelagerte französische Colonie Dbok; 1862 von den Franzosen angekauft, dann zeitweilig aufgegeben, wurde es 1884 dauernd besetzt. Obgleich bloß 495 Quadratkilometer groß, ist dieser Besitz wegen seiner Lage im Golfe von Aden von nicht geringem Werthe.

Einen sehr bedeutenden Erwerb hat Frankreich neuerdings in der endgiltigen Eroberung Madagaskars gemacht. Nachdem schon 1642 im Südosten der Insel die ersten französischen Niederlassungen begründet, aber weder diese, noch die im 18. Jahrhundert wiederholten Versuche von Dauererfolg begleitet waren, eroberten die Franzosen 1841 die an der Ostküste gelegene Insel Ste. Marie und als 1883 die Hovas die französische Schutzherrschaft über die dortige Ostküste nicht anerkennen wollten, nahm Frankreich endgiltig die Hauptstadt Tamatave ein. Die Feindseligkeiten der Hovas hielten jedoch auch in der Folgezeit an, so daß sich die Franzosen 1895 zur endgiltigen Eroberung der Insel veranlaßt sahen. Die Schwierigkeiten, die ihnen dieser ganze Feldzug bereitete, sind noch genügend bekannt; schließlich endete er mit der völligen Unterwerfung der Insel im October 1895 unter General Duchesne, und durch Vertrag vom Januar 1896 wurde das bisherige Protectorat aufgehoben und Madagaskar für eine französische Besitzung erklärt. Mit ihren 591.964 Quadratkilometern überragt die Insel noch ein wenig das Mutterland, ihre Bewohner werden auf 3½ Millionen geschätzt, ihr eigenartiger Reichthum an Thieren, Pflanzen und Mineralien eröffnet der weiteren Erforschung und Ausbeutung noch eine vielversprechende Zukunft.

So hat sich Frankreich in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahrzehnten in Afrika ein Colonialreich geschaffen, dem sich die Leistung keines anderen Culturvolkes zur Seite stellen kann. Seine wirkliche Ausdehnung läßt sich heutzutage auch nicht annähernd bestimmen, zumal es fast kranzartig das gewaltige Saharagebiet umschließt. Der Werth dieses Besitzes wird ja vielfach zweifelhaft beurtheilt, nicht zum Wenigsten in Frankreich selbst. Die Sahara ist eben ein noch fast unerforschtes Gebiet. Manche Funde, wie z. B. das Vorkommen großer Steinkohlenflöze im Nordtheile¹, scheinen darzuthun, daß die trostlose Wüste mehr in sich schließt, als man bislang annahm. Wenn man zudem bedenkt, welche Einwirkung die modernen Culturmittel auch auf die Bodencultivation gewonnen haben; wenn man beobachtet, wie schon jetzt die Franzosen im Süden ihrer algerischen und tunesischen Besitzungen durch Vorschlebung von Eisenbahnen, durch Anlegung zahlreicher artesischer Brunnen, durch Anpflanzung von Oliven, Datteln und Wäldern die bewohnbaren Grenzen nach Süden ausdehnen,² dann kann man wohl verstehen, daß Frankreich doch Werth auf diese terra ignota legt. Mehr aber noch als die zukünftige wirtschaftliche Ausnutzung dieses Nischenbesitzes verdienen die Thatkraft und die Folgerichtigkeit gewürdigt zu werden, womit die Franzosen in so kurzer Zeit sich ein solches Colonialreich zu schaffen wußten!

Astronomische und physikalische Geographie.

Ein neuer Mondatlas.

Es ist auch den Nichtastronomen bekannt, daß sehr oft von Wahrnehmungen die Rede ist, welche auf Aenderungen der Oberfläche des Mondes hinweisen, und daß bei solchen Gelegenheiten die Fachleute zumeist verschiedener Meinung sind. Geschehen solche Aenderungen derart rasch, daß sie ein einzelner Beobachter wahrnehmen kann? In diesem Falle wäre die Sicherstellung irgend einer Thätigkeit der Mondoberfläche leichter nachzuweisen. Daß solche Aenderungen nun vorkommen könnten, ist nicht auszuschließen, wenn man bedenkt, daß auf der Mondoberfläche enorme Temperaturschwankungen vorkommen und daß daselbst keine Atmosphäre vorhanden ist. Wahrscheinlicher klingt es aber, wenn man annimmt, daß die Veränderungen, welche wir noch wahrnehmen können, erst im Laufe längerer Perioden sich ereignen, und dann ist die erste Bedingung zu ihrem Nachweise, daß ein Atlas der Mondoberfläche vorhanden sei, auf dem zweifelsohne alle mit den gegenwärtigen Mitteln sichtbaren Details vorkommen. Denn wenn z. B. ein Beobachter einen Gegenstand, einen Riß, eine Rille oder was immer steht, was auf den Abbildungen des Mondes nicht vorkommt, so bleibt es immer fraglich, ob der Verfasser jenes Bildes nicht hin und wieder etwas übersehen hat. Mondarten hatten wir nun bis jetzt jene von J. F. Schmidt (herausgegeben vom preussischen Cultusministerium), die 2 Meter Durchmesser hat und auf Grund von 30jährigen Beobachtungen verfaßt wurde. Die „Mappe selenographique“ von Beer und Mädler ist zwar sehr schön, aber doch schon etwas zu alt (1834 bis 1836). Die Karte von Lohrmann (1825) ist in neuerer Zeit durch J. F. Schmidt (1878) vollendet worden. Endlich ist das schöne Werk von Neison und die deutsche Ausgabe von Klein zu erwähnen. Aber die Astronomen sind mit keinem dieser Werke vollständig zufrieden, die Nothwendigkeit, etwas Neues zu schaffen, war insbesondere seit der Zeit warm empfunden, in welcher die Himmelsphotographie so große Fortschritte gemacht hatte. Nun ist es den Fachleuten bekannt, daß sich der geschätzte Astronom Krieger schon seit Jahren mit dem Plane der Herausgabe eines vollständigen Mondatlases trug. Nachdem aber seine Arbeit in Deutschland wegen der minder günstigen atmosphärischen Zustände keinen rechten Fort-

¹ Siehe „Mundschau“, XVII. Jahrg., S. 333.

² Siehe „Mundschau“, XIX. Jahrg., S. 44.

gang nahm, so entschloß sich Herr Krieger, wie er selbst sagt, sein Observatorium „nach dem lachenden Himmel des Südens zu verlegen“. Seit kurzer Zeit arbeitet nun Krieger auf der Pia-Sternwarte in Triest, seinem Eigenthum, und hat der verdienstvolle Astronom jüngst den ersten Band seines Mondatlasses veröffentlicht, der, wir können es gleich rund aussprechen, wunderbar ausgefallen ist.

Der Mangel an feinem Detail auf den Mondphotographien veranlaßte Krieger zu einem Versuche, die großen Vortheile, welche die photographischen Mondaufnahmen bieten, mit der ungeheueren Ueberlegenheit eines guten und kräftigen Refractors zu verbinden. Diese Versuche fielen zu Befriedigung des Autors aus und führten ihn auf den Gedanken, nach dem von ihm ausgedachten Zeichenverfahren einen Mondatlas herzustellen. Der eben erschienene erste Band desselben enthält die Darstellung von 63 Mondformationen auf 28 Tafeln. Das ganze Werk soll etwa acht Bände umfassen und in ungefähr acht bis zehn Jahren vollendet sein. Zu jeder Tafel gehört ein erklärender Text; über die Zeichnungen selbst liegen durchsichtige Blätter mit den bezüglichen Namen und Zahlen auf, so daß die Bilder durch letztere nicht verunstaltet werden. Der neue Atlas führt den Titel „Mondatlas, entworfen nach den Beobachtungen an der Pia-Sternwarte in Triest von Joh. Nep. Krieger, Mitglied der Astronomischen Gesellschaft. I. Band. Triest 1898“. Verleger des Werkes ist der Verfasser, den Vertrieb hat durch Commissionsverlag die Buchhandlung G. S. Mayer in Leipzig übernommen. G. Gelich.

Erdbeben in Norwegen.

Die Erdbeben in Norwegen 1894 und 1895, sowie die Verbreitungsgebiete der für Norwegen sicher festgestellten Erdbeben werden durch H. Neusch, den Chef der norwegischen geologischen Untersuchung, in den „Forhandlinger i Videnskabs-Selskabs i Christiania“ einer kritischen Erörterung unterzogen. Im Jahre 1894 wurden 17 Erdbeben beobachtet, von denen drei verhältnismäßig bedeutend waren. Zwei der letzteren waren über das Amt Nordland verbreitet. Ueber das erste Erdbeben (am 23. Juli morgens) liegen Beobachtungen vor von Bindalen im Süden bis Andenes auf der Lofoteninsel Andö im Norden. Die Angaben über die Bewegungsrichtung lassen erkennen, daß das Ursprungsgebiet im Meere westlich von Bodö am Eingange des Saltensfjord zu suchen ist; denn in Bodö wird das Fortschreiten als westöstlich, von der Lofoteninsel Vest-Boagö und Andenes dagegen als südnördlich bezeichnet. Die Zeitangaben gehen wenig auseinander; am sichersten scheint diejenige aus Bodö (5 Uhr 25 Minuten); die späteste stammt aus Kvædsfjord im Amte Tromsö (5 Uhr 45 Minuten 3 Secunden), und da dieser Bericht recht zuverlässigen Eindruck macht, so kam diese Verschiedenheit der Zeitangabe gleichzeitig als eine Stütze für obige Resultate betrachtet werden. Das zweite Erdbeben (30. October morgens) wurde von Bindalen bis Ibestad beobachtet; aber außer den Beobachtungen aus diesem Striche liegt noch eine einzelne über eine schwache Erschütterung aus Troidheim vor. Trotz der weiten Erstreckung des Erschütterungsgebietes war es bei weitem nicht stark, sondern nur von dem gewöhnlichen Rollen begleitet, während das unterirdische Geräusch im südlichen Nordland meistens fehlte. Bestimmte allgemeine Resultate über die Bewegungsrichtung lassen sich nicht ziehen; drei zuverlässige Zeitfeststellungen liegen vor: Hemnes an der Mündung der Kane-Elf (8 Uhr 36 Minuten), Furulund in Salten (8 Uhr 38 $\frac{1}{2}$ Minuten) und Skomvår-Leuchtfener (8 Uhr 44 Minuten). Die weit bedeutendere Erschütterung um Andenes auf Karmö (Stavanger Amt) erfolgte am 6. October kurz vor 4 Uhr nachmittags. Um die Karmö wird sie als ein von unten kommender Stoß bezeichnet, von unterirdischem Donnern begleitet. Sie erstreckte sich von Gjøsdal, südöstlich von Stavanger, bis nach der Insel Storen.

Das Erdbeben vom 5. Februar 1895 wurde nachts zwischen 12 Uhr 40 Minuten und 12 Uhr 45 Minuten fast durch das ganze Land beobachtet; nur aus dem nördlichsten Theile des Landes liegen keine Nachrichten vor. Nach den von circa 180 Punkten vorliegenden Beobachtungen war es am stärksten in einem Striche, der die inneren Fjordgeenden in Norder-Bergenhus-Amt und Søndmoer nebst Lom, Waage und Lesje im oberen Theile des Gudbrandsthales umfaßt. Von diesem Striche aus verbreitete es sich über den südlichen Theil vom Stifte Bergen und wurde vereinzelt bis nach Sandnes (Stavanger Amt) beobachtet; jedoch sind keine Beobachtungen von den Inseln vor Hardangerfjord, Haugeund und Karmö eingegangen. Im Südosten und Osten ist es bis in die Gegenden von Christiania, Eidsvold, Elverum und Møros, im Süden in Christiansand beobachtet. Während die guten Zeitangaben aus dem Ursprungsgebiete auf 12 Uhr 40 bis 41 Minuten lauten, wird an den äußeren Grenzen des Erschütterungsgebietes 12 Uhr

44 bis 45 Minuten angegeben. Im Westen und Norden erreichte das Erdbeben das Meer regelmäßig mit beträchtlich abnehmender Stärke; im Nordosten läßt es sich bis nach Bodd verfolgen. Leider liegen keine Beobachtungen aus den zwischen dem oberen Telemarken und Romsdalen ausgedehnten Gebirgszügen vor, die im Februar als fast gänzlich unbewohnte Schneewüsten daliegen. In den am stärksten erschütterten Gebieten erreichte die Stärke ungefähr die Stufe 5 der italienisch-schweizerischen Scala. Viele Beobachtungen berichten von zwei Bewegungen in kurzem Zwischenraum; die meisten bezeichnen sie als wellenförmig. In dem Centralgebiete wurde ein rollendes Geräusch wahrgenommen, das aber in den Randgebieten nicht gehört wurde. Das Geräusch erfolgte immer gleichzeitig mit der Erschütterung, dauerte aber etwas länger als diese, deren Dauer auf $\frac{1}{3}$ bis 1 Minute festgestellt wurde. Die Geschwindigkeit des Fortschreitens betrug ungefähr 50 Kilometer in der Minute.

In einer weiteren Abhandlung werden die Verbreitungsgebiete der Erdbeben untersucht, wobei nur diejenigen Erdbeben in Betracht gezogen werden, über die mehr als eine Beobachtung vorliegt. Dieses Verfahren ist darin begründet, daß durch einen besonders interessirten Beobachter auch die kleinsten Erdstöße verzeichnet werden, die an anderen Punkten unbeachtet bleiben. Darum ist die Zahl der Berichte nicht nur von der Erdbebenhäufigkeit, sondern auch von der Beobachtung abhängig; durch sein Verfahren glaubt Neusch dieses Mißverhältnis zu beseitigen, und thatsächlich weichen seine Resultate wesentlich von denjenigen von F. de Montessus de Ballore (Geol. fören. i Stookholm förh. 16, 1894) ab. Für ein topographisches Studium der Erdbeben ist es von Wichtigkeit, den jedesmaligen Ausgangspunkt derselben zu kennen; die Ausdehnung des betroffenen Gebietes giebt dagegen einen Maßstab für die Stärke des Erdbebens. In Norwegen zeigen sich nun zwei besonders von Erdbeben heimgesuchte Striche: 1. Von Tromsö nach Süden bis an die Grenze des Stiftes Trondhjem, 2. das Stift Bergen und die westliche Hälfte des Stiftes Christiansand. Aus dem nördlichen Erdbebengebiete kennen wir eine ganze Reihe von Erdbeben; Neusch führt 16 an, von denen vier sich über den größten Theil des Gebietes erstreckt haben. Aus dem südlichen Erdbebengebiete werden 56 Erdbeben verzeichnet. Die drei großen Erdbeben haben hier folgenden Ursprung: dasjenige vom 5. Mai 1865 in der Gegend von Stavanger, dasjenige vom 15. Mai 1892 im Inneren des Stiftes Bergen und, wie bereits gezeigt, das vom 5. Februar 1895. Das am meisten erschütterte Gebiet ist hier dasjenige am Sønderfjord und Nordfjord, namentlich in den äußeren Küstenstrichen; an kleineren Erdbeben sind hier allein 17 angeführt, eine ganze Reihe von Erdbeben ist aber ausgeschlossen, da nur vereinzelte Beobachtungen vorlagen. Die unmittelbare Umgebung von Bergen scheint wenig hervorzutreten, während dagegen Christiansand und dessen nördliche Umgebungen wiederholt erschüttert sind. Für den übrigen Theil des Stiftes Christiansand und die Stifte Christiania, Hamar und Trondhjem werden nur 10 Erdbeben gezählt. A. Lorenzen.

Politische Geographie und Statistik.

Das pacifische Kabel.

Der Verlauf der Dinge im fernen Osten schiebt das Project der Legung eines britischen, pacifischen Kabels, welches die britischen Colonien des Nordens mit jenen der Südsee verbinden soll, wieder in den Vordergrund. In Canada, wo das Bedürfnis eines pacifischen Kabels am stärksten empfunden wird und wo der Plan der Legung des Kabels seine praktische Form annahm, soll die Agitation zu Gunsten der Vollendung dieses Gliedes in der Kette britischer Verbindungen auf der östlichen Halbkugel wieder beginnen. Canada hat in letzter Zeit viel für die Förderung der Interessen der Reichseinheit geleistet. Wenn es die ihm durch seine geographische und politische Lage gebotenen Vortheile so auszunützen versteht, um die Ausführung dieses einfachen aber wirksamen Mittels zur Hebung des britischen Einflusses im Stillen Weltmeere zu Stande zu bringen, verdient es sich die Dankbarkeit und Achtung des ganzen Reiches.

Die Geschichte der Vermuthungen, ein britisches Kabel über das Stille Weltmeer zu legen, innig verknüpft mit dem Namen des Herrn — nunmehr Sir — Sandford Fleming, ist zu neu, um einer eingehenden Recapitulation zu bedürfen. Die Herstellung einer solchen Kabelverbindung zwischen dem äußersten Westen und dem äußersten Osten des britischen Reiches wurde zuerst gelegentlich der Schöpfung des Systems der telegraphischen Verbindungen

zu Lande in Canada, im Jahre 1874 ins Auge gefaßt. Eine bestimmte Form gab Sandford Fleming diesem Plane auf derselben Colonialconferenz im Jahre 1887, auf welcher Hofmeyer seinen Plan einer Reichs-Fiscal-Union vorlegte. Damals waren die materiellen Verhältnisse des Planes noch unbekannt, und er wurde von praktischen Standpunkte aus fallen gelassen, bis die mögliche Route des Kabels ermittelt sein werde. Die allgemeine Meinung in England war, daß nur eine entfernte Möglichkeit zur Ausführung des Planes vorliege, daß er aber in unserer Zeit wahrseheinlich nicht ausführbar sein dürfte. Theilweise Untersuchungen der vorgeschlagenen Route zerstreuten jedoch einige der allgemeinen Irrthümer über die Natur der physischen Hindernisse, welche zu überwinden sind, und die französische Initiative in der Legung der ersten Sectionen eines Kabels für den Gebrauch der französischen Niederlassungen im Stillen Weltmeere, welches unter französischer Controle bis nach Hawaii fortgeführt werden sollte, um dort mit einer amerikanischen Section zusammen zu treffen, welche Hawaii mit den Vereinigten Staaten verbindet, trug zur Verwirklichung des canadischen Projectes bei. Innerhalb fünf Jahre waren die praktischen Aussichten des Planes so weit geprüft, daß die canadische Regierung im Jahre 1893 in der Lage war, mehreren austral-asiatischen Regierungen bestimmte Vorschläge zu machen. Im Jahre 1894 wurde die Sache auf der Colonialconferenz zu Ottawa formell erörtert, und in Folge der Ermächtigung durch die Vertreter der anderen Colonien erließ die Regierung Canadas hierauf eine Offertauschreibung für die Herstellung der Linie. Die Antworten einiger markgebenden Firmen ergaben die Thatsache, daß sich die Kosten der Legung auf etwa 1,500,000 Pfund Sterling belaufen werden. Sorgfältige Berechnungen der muthmaßlichen Verluste oder Profite bei dem Betriebe der Linie ergaben, daß man bei beträchtlich niedrigeren Depeschengebührungspreisen als jenen des bestehenden australischen Kabels vernünftigerweise voraussetzen könne, die Linie werde in wenigen Jahren etwas mehr abwerfen, als zu ihrer Erhaltung nöthig ist. Es entstand nun die Frage, ob es vortheilhafter sei, den Plan als Privatunternehmen unter Garantie der Regierung auszuführen, oder als Reichsunternehmen, zu dessen Kosten die betreffenden Regierungen entsprechende Beiträge leisten sollen.

Nachdem die Sache in dieser Weise in bestimmte Grenzen eingeeengt worden und für geschäftsmäßige Erörterung reif war, wurde sie einem Ausschusse von Delegrirten des Reiches und der Colonien zur Berathung überlassen. Der Ausschuh hielt seine erste Sitzung zu London am 5. Juni 1896. Er soll jede Einzelheit des Projectes einer erschöpfenden Untersuchung unterzogen haben und sein Bericht wurde vor etwas mehr als einem Jahre, in den ersten Tagen des Januars 1897, vorgelegt. Der Bericht, welcher nach den in Colonialkreisen herrschenden Vermuthungen dem Plane günstig ist, wurde nicht veröffentlicht. Im Sommer des verfloffenen Jahres bildete die Frage abermals den Gegenstand von Erörterungen in den Conferenzen der Premierminister im Colonialamte, und wieder erfuhr das Publicum nichts Bestimmtes über das Resultat dieser Erörterungen. Außeramtlich wurde jedoch behauptet, und diese Behauptung, wenn auch nicht authentisch, wurde seither von den Colonien her in einer Weise bestätigt, welche wenig Zweifel an ihrer Richtigkeit aufkommen läßt, daß sich die Verhältnisse bezüglich der Kabellegung, in Folge des Vorschlages der Eastern Extension Telegraph Company, ein britisches Kabel von West-Australien über den Indischen Ocean nach Mauritius, und von dort nach dem Cap, St. Helena und Ascension zu legen, vollständig geändert haben. Der Vorschlag scheint den Premierministern der Colonien als ein Ersatz für das pacifische Kabel zur Prüfung unterbreitet worden zu sein. So steht also gegenwärtig, soweit sich die Geschichte der Bewegung in wenigen Worten zusammenfassen läßt, die Sache. Die Wahl zwischen einem pacifischen Kabel, für welches sie zahlen sollen, und einer britischen Eastern Extensionlinie, welche Afrika mit Australien verbindet, und für welche sie nur um indirecte Zugeständnisse angegangen werden sollen, freibehend, haben die Regierungen in der Angst vor den Schatzämtern wenig Lust, sich für den Plan eines pacifischen Kabels einzusetzen.

Die Verhältnisse der Alternative, vor welche die Premiers gestellt wurden, sind dem Publicum in Detail nicht bekannt. Die Lage läßt sich daher vom allgemeinen Standpunkte aus nicht beurtheilen. Aber vom Standpunkte Canadas und der Hebung britischer Interessen und britischen Einflusses im Stillen Weltmeere ist der Vorschlag der Eastern Extension Company keine Alternative, er ist einfach eine Negation der erweckten Hoffnungen. Das canadische Publicum verfolgt mit großem Interesse die Entwicklung der Dinge in China und Japan, das Vordringen Rußlands gegen die Küsten des nördlichen Stillen Oceans und die Ausbreitung der Vereinigten Staaten auf demselben Felde der Thätigkeit, wie sie in der Bewegung für die Union der Hawaii zum Ausbruche kommt. Zufälligerweise verspricht gleichzeitig mit diesen Bewegungen eine sehr merkwürdige Entwicklung an den canadischen Küsten desselben Meeres platzzugreifen. Die Entdeckung von Gold im Nordwesten und reicher Mineralschätze in Britisch-Columbia dürfte keine geringere Wirkung haben als

die durch ähnliche Entdeckungen in Californien, Australien und dem Transvaal hervor- gebracht. Eine reiche, industrielle Bevölkerung mit weiten Handelsverbindungen wird sich in diesem Falle in West-Canada ansiedeln, und der natürliche Abfluscanal für ihre Thätigkeit werden die Häfen des Stillen Weltmeeres sein. Vancouver und Victoria dürften Emporien des östlichen Handels werden, und die bloße Verschiedenheit der Jahreszeiten auf der nördlichen und südlichen Halbkugel dürfte die Entwicklung eines großartigen Handels zwischen Austral-Asien und Britisch-Columbia in Nahrungsmitteln zur sicheren Folge haben. Austral-Asien, auf dem besten Wege, sich von dem Niedergange, welcher der finanziellen Krisis vor fünf Jahren folgte, zu erholen, bereitet sich vor, aus den Märkten, welche die Verhältnisse seinen Erzeugnissen öffnen, Nutzen zu ziehen. Englische Einkäufe in Japan und China bemühen sich, die günstigen Verhältnisse der commerciellen Lage zu fördern. Die britischen Interessenten im Stillen Ocean sind alle ähnlicher Natur. Sie alle bedürfen zu ihrer günstigen Entwicklung ein und dasselbe, nämlich eine unangefochtene Beherrschung der Wasserstraßen und ein System leichter Verbindungen. Es ist daher nur natürlich, daß das canadische Publicum, dem die Sache am meisten am Herzen liegt, den Wunsch hegt, den britischen Gemeinden am Stillen Ocean die Weisheit der Maxime „Viribus unitis“ nahezu legen.

Gegenwärtig existirt kein System rascher Verbindungen über den Großen Ocean. Unter modernen Verhältnissen läßt sich ein Handel, der hinreichen würde, um Seeschiffahrtslinien zu erhalten, nicht ohne die durch den Telegraphen gewährten Erleichterungen ins Leben rufen. Würde unter britischen Auspicien ein Kabel von Britisch-Columbia nach Australien gelegt, so würde es wenig Schwierigkeiten machen, eine Zweigbahn nach China und Japan zu legen. Wenn, wie man in England allgemein wünscht, die Erschließung Chinas mehr eine commerciale als eine militärische oder politische Operation war, so würde das Vorhandensein convergirender telegraphischer Verbindungslinien, mit allen Centren der britischen industriellen Thätigkeit im Stillen Ocean, in chinesischen Häfen, beinahe mit Nothwendigkeit eine Einwirkung auf die Entwicklung friedlichen britischen Einflusses haben, was die Frage aus den Grenzen rein localer Wichtigkeit herausrückt. Nicht nur Canada, sondern das ganze Reich hat ein Interesse daran, den britischen Interessenten ein günstiges Feld für jene Politik „gleich günstiger Verhältnisse“ zu eröffnen, welche bisher die klarste Darlegung der englischen Anschauungen über die Rechte Europas in Ost-Asien bildeten. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß das kommende 20. Jahrhundert in der Weltgeschichte als jenes der Entwicklung einer neuen Civilisation im Stillen Ocean gefeiert werden wird. Die legitime Stellung Großbritanniens in dieser Civilisation zu festigen, muß das Ziel der britischen Politik bleiben, und zu diesem Zwecke sind billige und rasche Communicationsmittel zwischen den localen britischen Centren, eine der ersten, unerläßlichen Bedingungen. Diesem Zwecke entspricht aber kein Vorschlag zu einer Kabellegung, welcher den Stillen Ocean aus dem Spiele läßt.

Es ist vielleicht ungeschickt von Canada, die Last der Initiative in einer Sache auf seine Schultern zu nehmen, welche für das ganze Reich von Interesse ist; aber die unmittelbare Wohlthat des pacifischen Kabels würde ganz besonders in Canada fühlbar werden und als eine Dominion (ein Staat) hat es eine solche Geschicklichkeit in der Behandlung von Fragen weiterer Bedeutung als provincieller gezeigt, daß man ihm in England alles Vertrauen schenkt. Die Kosten des Kabels sind keine großen, und es ist schwer zu begreifen, wie die Legung des Kabels bisher so lange hinausgeschoben werden konnte.

Die Industrie in Bulgarien.

Unter dieser Ueberschrift bringt die Zeitschrift der „Bulgarischen ökonomischen Gesellschaft“ in ihrem Schlusshefte für das Jahr 1897 folgende Daten über den Stand der bulgarischen Industrie:

Zu Ende des Jahres 1894 gab es in Bulgarien im ganzen 501 Fabriken und Werkstätten, und zwar: 25 Bierbrauereien, 9 Spiritusfabriken, 71 Tabakfabriken, 40 Dampfmühlen, 40 Wassermühlen für feines Mehl, 12 Seifenfabriken, 92 Sodawasserfabriken, 12 Wirkwarenfabriken, 61 Branntweinbrennereten, 11 Tachanfabriken, 12 Webereien, 2 Cementfabriken, 4 Leigwarenfabriken, 1 Cigarettenpapierfabrik, 3 Dampffärbereien, 5 Holzwarenfabriken, 4 keramische Fabriken, 4 chemische Fabriken (Siegelack- und Tintenfabriken), 17 Lederfabriken, 3 Gießereien, 1 Seidenfabrik, 21 Schloffer- und Wagnerwerkstätten, 2 Pulverfabriken, 1 Kreidefabrik, 28 Tuch- und Schajak-Fabriken¹ und 20 Gajtanfabriken² mit 1390 Webestühlen. In allen diesen Etablissements waren 5732 Arbeiter männlichen

¹ Schajak- oder Schafwollstoffe für Kleider.

² Gajtan- oder Posamentirwaren.

und weiblichen Geschlechtes in Verwendung. Das in Gebäuden und Maschinen zc. angelegte Capital betrug 34,101.757 Francs. Die Erzeugnisse hatten einen Gesamtwertb von ungefähr 30,562.142 Francs. Die aufgezählten Etablissements vertheilten sich nach den verschiedenen Kreisen wie folgt: Bargas 21, Warna 55, Widdin 12, Wraga 17, Küstendil 13, Lovetsch 1, Lom-Balanka 7, Philippopol 46, Plewna 6, Rasgrad 10, Ruffscht 30, Sifow 8, Sevlievo (Selvi) 25, Silistria 9, Slivno 46, Sofia 42, Stara Zagora (Eski Saghra) 28, Tatar Bazardjik 26, Tcn 2, Tirnowo 52, Hasköi (Haskowo) 30, Schumla 16.

Von Beginn des Jahres 1895 bis Ende 1897 wurden 65 neue Industrie-Etablissements eröffnet, und zwar: 7 Fabriken zur Erzeugung feinen Mehles, 3 Holzsägemühlen, 2 Canditenfabriken, 1 Pulverfabrik, 2 Bierbrauereien, 2 Spiritusfabriken, 1 Patronenfabrik, 1 Marmorwaarenfabrik, 1 Lithographiesteinfabrik, 7 Thonwaarenfabriken, 6 Seifenfabriken, 2 Parfümfabriken, 1 Grabatten- und Cartonagenfabrik, 1 Regenschirmfabrik, 2 Cigarettenpapierfabriken, 4 Cognac- und Liqueurfabriken, 1 Lederfabrik, 2 Brantweinbrennereien, 3 Seilerwaarenfabriken, 1 Tintenfabrik, 1 Albuminfabrik, 2 Eisenwaarenfabriken, 2 Fabriken für Kopftücher, 1 Wirtwaarenfabrik, 1 Tuchfabrik, 1 Teppichfabrik, 1 Hemdenfabrik, 1 Fabrik für ordinäre Teppiche, 2 Fabriken für vegetabilische Oele und 2 Webereien.

Die neuen industriellen Etablissements repräsentiren einen Werth von 3,000.000 Francs und beschäftigen über 1000 Arbeiter. Concessionirt wurden außerdem noch 1 Fabrik für die Erzeugung von Cement und hydraulischen Kalk, 2 Zuckerrabriken, 2 Baumwollspinnereien, 1 Papierfabrik, 3 Glaswaarenfabriken, 2 Pappenbedeck-, 2 Stearinkerzen- und Margarinfabriken und 2 Zündhölzchenfabriken. Den Verpflichtungen der Concessionäre zufolge beträgt der Werth dieser concessionirten Fabriken gegen 7,000.000 Francs. Außer den concessionirten Fabriken sollen auf Grund der zum Bau ertheilten Bewilligung — ohne Recht des Rahons — noch folgende industrielle Etablissements errichtet werden: 2 Petroleumraffinerien, 1 Stärkfabrik, 1 Waggonfabrik, 1 Geschüßgießerei, 1 Eisenwaarenfabrik, 1 Lederfabrik, 1 Lederestractfabrik und 1 Bretterjäge. F. M.

Handel der australischen Colonien 1896. Der Generalhandel der sieben australischen Colonien im Jahre 1896 belief sich auf einen Werth von 129,219.990 Pfund Sterling, wovon 62,636.427 den Import und 66,583.563 den Export betrafen. Es ergibt dies ein Mehr von 13,382.107 oder von 12 Procent gegen das Vorjahr. Vom Import fielen dem Werthe nach 20,561.510 (+ 4,569.095) Pfund Sterling auf Neu-Süd-Wales, 14,554.837 (+ 2,082.493) auf Victoria, 7,263.522 (+ 1,582.642) auf Süd-Australien mit Einschluß des Nordterritorioms, 6,493.557 (+ 2,718.606) auf Queensland, 1,192.410 (+ 97.953) auf Tasmanien und 7,137.320 (+ 737.191) auf Neu-Seeland. An dem Gesamtexport von 66,583.563 Pfund Sterling Werth participirten Neu-Süd-Wales mit 23,010.349 (+ 1,075.564), Victoria mit 14,198.518 (- 349.214), Queensland mit 9,163.518 (+ 180.918), Süd-Australien mit 7,743.063 (+ 390.321) West-Australien mit 1,650.226 (+ 317.672), Tasmanien mit 1,496.576 (+ 123.513) und Neu-Seeland mit 9,321.105 (+ 770.881). Unter den australischen Häfen stand Sydney mit einem Handelsverkehre von 16,821.742 Pfund Sterling oben an. Dann folgten Melbourne mit 11,872.280, Fremantle (West-Australien) mit 4,734.379, Adelaide mit 4,313.397 und Brisbane mit 3,134.694. Gr.

Wieherport der Vereinigten Staaten. Nord-Amerika verschifft im Jahre 1897 nach Groß-Britannien 254.247 Stück Rinder und 173.219 Schafe, von denen auf der Reise respective 618 und 1312 crepirten. Viel ungünstiger stellte sich die Verschiffung aus Süd-Amerika, wo von 26.777 Kindern und 105.202 Schafen 2523 und 3439, d. i. respective 97 und 37 auf je Tausend, verloren gingen. Gr.

Insel Rodriguez. Nach amtlicher Angabe ist die östlich von Mauritius gelegene kleine tropische Insel Rodriguez 29 Kilometer lang und 11 breit und umfaßt ein Gebiet von 320 Quadratkilometer. Ihre Bevölkerung belief sich Ende 1896 auf 2540 Köpfe. Die Insel wird von Korallenriffen umgeben, welche an manchen Stellen 8 bis 10 Kilometer weit sind. Gr.

Ertrag der Goldfelder in Queensland. Die Goldfelder der australischen Colonie Queensland ergaben im Jahre 1897 einen Ertrag von 796.800 Unzen, d. i. 156.415 mehr als im Vorjahre, zu 2,788.800 Pfund Sterling, und bis Ende 1897 überhaupt 11,995.791 Unzen zu 41,995.268 Pfund Sterling. Die Unze des Queenslandgoldes bewerthet nur 3 Pfund Sterling 10 Schilling. Gr.

Die Bierproduction Deutschlands. Die Bierproduction in Deutschland stieg im Jahre 1896 auf 160,700.000 Hektoliter gegen 155,370.000 im Vorjahre und wurde meistens in Deutschland consumirt. Importirt, hauptsächlich aus Oesterreich, wurden 547.000 Hektoliter, exportirt 647.000. Es entfielen mithin 116 Liter auf den Kopf der Bevölkerung. Gr.

Die Theeproduction Ceylons. Die Theeproduction auf Ceylon wird für dieses Jahr auf 120 Millionen Pfund berechnet, wovon 103 Millionen nach England gelangen dürften. Gr.

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

Alexander Supan.

Als am 15. März 1884 Ernst Behm, der Nachfolger Dr. August Petermann's in der Redaction der von letzterem begründeten „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt“, aus dem Leben geschieden, war es für die Verlagsanstalt gewiß keine leichte Aufgabe, für jenen einen vollwerthigen Ersatz zu finden, einen Mann, welcher die berühmt gewordenen „Mittheilungen“ eines Petermann und Behm würdig zu leiten im Stande sei.



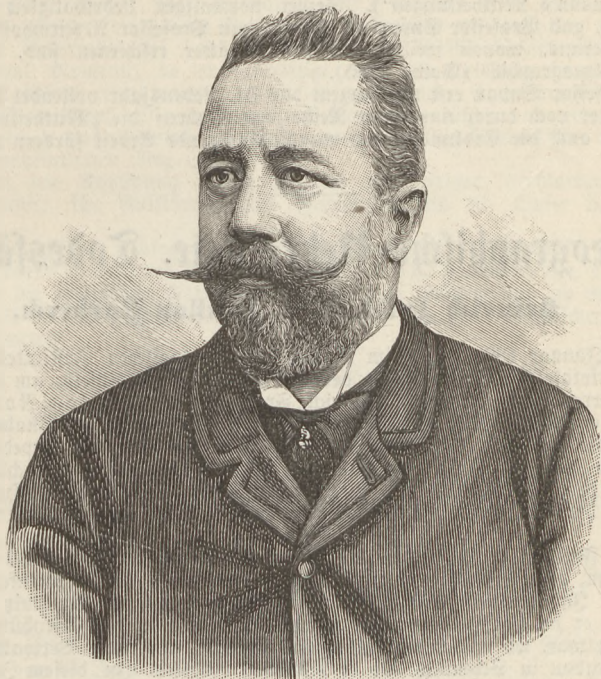
Alexander Supan.

Zudem ihre Wahl auf Professor Dr. Alexander Supan fiel, welcher sich schon damals durch einige sehr beachtenswerthe Arbeiten auf dem Gebiete physischer Erdkunde vortheilhaft bekannt gemacht hatte, schien sie wohl berathen. Denn es gelang dem neuen Redacteur, die wissenschaftliche Bedeutung der „Mittheilungen“ aufrecht zu erhalten, ihren praktischen Werth noch zu erhöhen.

Alexander Georg Supan wurde am 3. März 1847 zu Innichen in Tirol geboren. Seine Studien absolvirte er in Graz und Wien, worauf er im Jahre 1871 Lehrer der Geschichte und Geographie an der k. k. Staatsoberrealschule in Laibach wurde. Supan's erste, schon 1868 veröffentlichte Arbeit war eine historische, „Die vier letzten Lebensjahre Ulrich II. von Gills“; während seiner Lehrthätigkeit in Laibach wandte er sich aber mit immer größerer Vorliebe der Erdkunde zu und verfaßte auch ein „Lehrbuch der Geographie für österreichische Mittelschulen“ (Laibach 1874, 9. Auflage 1895), welches schon in seiner ersten Gestalt den Principien moderner Geographie entsprach und in Oesterreich eine ansehnliche Verbreitung fand. Um sich speciell für das akademische Lehrfach vorbereiten zu können, erhielt er von der Regierung einen mehrjährigen Urlaub und betrieb nunmehr

1875 bis 1877 eingehende Studien an den Universitäten Graz, Halle a. S. und Leipzig unter den Professoren H. Köstler, A. Kirchhoff, O. Delitsch u. a. Im Herbst 1877 wurde A. Supan zum Lehrer am Staatsobergymnasium in Czernowitz ernannt und habilitirte sich gleichzeitig als Privatdocent für physische Erdkunde an der dortigen Universität. Als 1880 eine außerordentliche Lehrkanzel für Geographie in Czernowitz errichtet wurde, erhielt Dr. Supan dieselbe.

Die akademische Lehrthätigkeit nahm Supan nicht in hohem Grade in Anspruch; manche Semester hindurch hatte er gar keinen Hörer. Umsomehr Zeit blieb ihm für wissenschaftliche Arbeiten, und er vollendete auch zwei bedeutende Werke: „Statistik der unteren Luftströmungen“ (Leipzig 1881), den ersten gelungenen Versuch, aus dem ganzen zu Gebote stehenden Beobachtungsmaterial die Frequenz der verschiedenen Windrichtungen auf der Erde zu ermitteln, und „Grundzüge der physischen Erdkunde“ (Leipzig 1884), welche die



Heinrich Freiherr v. Foullon-Morbeck.

Hauptlehren geographischer Wissenschaft in vielfach selbständiger Weise darlegen und solchen Beifall fanden, daß vor kurzem (1895) eine zweite Auflage erscheinen konnte.

Da wurde Supan nach G. Behm's Tode von Justus Perthes der Antrag, die verwaiste Redaction von „Petermann's Mittheilungen“ zu übernehmen. Das Scheiden aus seinem akademischen Lehramte konnte ihm aus dem schon oben angedeuteten Grunde wohl nicht schwer fallen; so nahm er die ihm angebotene Stelle an und übersiedelte noch im Jahre 1884 nach Gotha. Daß in ihn gesetzte Vertrauen hat Dr. Supan in vollem Maße gerechtfertigt. Auch unter seiner Leitung sind die „Mittheilungen“ ein Sammelplatz aller geographischen Forschungsergebnisse geblieben, und durch die von ihm 1885 begründeten Literaturberichte ist ihr praktischer Werth für jeden, der sich mit geographischen Dingen beschäftigt, noch wesentlich erhöht worden. Daß die „Mittheilungen“ nicht mehr wie einstmals zu Zeiten Dr. Petermann's den Impuls zu großen geographischen Unternehmungen gegeben und eine führende Rolle auf dem Gebiete der Forschungsreisen gespielt haben, kann nicht Dr. Supan zum Vorwurfe gereichen, denn nach den großen deutschen Polarexpeditionen und der nach dem Vorschlage Weyprecht's ausgeführten Circumpolarforschung mußte noth-

wendigerweise ein Rückschlag eintreten, und die Forschung in Afrika ist, seitdem das Deutsche Reich eine Colonialmacht geworden, in neue Bahnen gelenkt worden, welche ihre Directive von anderer Seite empfangen.

Neben der Redaction von „Petermann's Mittheilungen“ entwickelte Dr. Supan in Gotha noch eine umfangreiche literarische Thätigkeit. Außer zahlreichen Auffägen für die genannten „Mittheilungen“ verfaßte er ein „Archiv für Wirtschaftsgeographie. 1. Theil: Nord-Amerika 1880 bis 1885“ (Gotha 1886, Ergänzungsheft zu „Petermann's Mittheilungen“); ferner eine „Geographie von Oesterreich-Ungarn“ (in A. Kirchhoff's „Länderkunde von Europa“, Leipzig und Prag 1889), welche auf rein physikalischer Grundlage aufgebaut ist; in Verbindung mit Hermann Wagner „Die Bevölkerung der Erde“ (Gotha 1891 und 1893, Ergänzungshefte zu „Petermann's Mittheilungen“). Und soeben erschien als verdienstliches Seitenstück zu der „Statistik der unteren Luftströmungen“ eine umfangreichere Arbeit über „Die Vertheilung des Niederschlages auf der festen Erdoberfläche“ (Gotha 1898, Ergänzungsheft zu „Petermann's Mittheilungen“). Seiner vormaligen Lehrthätigkeit an der Mittelschule eingedenk, gab Professor Supan im Vereine mit Professor A. Kirchhoff „Geographische Wandbilder“ heraus, wovon freilich nur zwei Blätter erschienen sind, und schrieb eine „Deutsche Schulgeographie“ (Gotha 1895).

Da Professor Supan erst vor kurzem das 51. Lebensjahr vollendet hat, so steht zu erwarten, daß er noch durch eine lange Reihe von Jahren die „Mittheilungen“ redigiren, hoffentlich aber auch die Erdkunde durch manche anregende Arbeit fördern werde. F. U.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Heinrich Freiherr v. Foullon-Norbeck.

Am 22. Januar 1898 wurde im Museum des geologischen Institutes der Universität Wien eine Totbtafel zur Erinnerung des auf den Salomoninseln am 10. August 1896 ermordeten österreichischen Geologen Heinrich Freiherrn v. Foullon-Norbeck enthüllt. Man wird sich erinnern, welche allgemeines Aufsehen und welche Theilnahme die Nachricht erweckte, daß die von der österreichischen Regierung veranstaltete Expedition nach den Salomoninseln auf der Insel Guadalcanar von Eingeborenen meuchlings überfallen wurde, wobei der Chefgeologe der k. k. geologischen Reichsanstalt Heinrich Freiherr v. Foullon, der Seecapitän Armand de Beaufort und mehrere Matrosen ihren Tod fanden.

Heinrich Freiherr v. Foullon-Norbeck wurde am 12. Juli 1850 in Gaaden bei Müdling geboren, besuchte 1861 bis 1867 die Oberrealschule am Schottenfeld in Wien und studirte in den Jahren 1867 bis 1870 an den Bergakademien Schemnitz und Příbram.¹

Nachdem er bei der Hohenwanger Hauptgewerkschaft in der Eichenhütte zu Store bei Gills eingetreten war, wo er den Kohlenbergbau studirte, wurde er Verwaltungsadjunct bei einem Silberbergbau in Schemnitz, wo er bis 1878 verblieb. In diesem Jahre trat er als Volontär in die k. k. geologische Reichsanstalt ein. In dieser Stellung besuchte er durch sechs Semester die Vorlesungen an der Wiener Universität, und zwar hauptsächlich die von Professor E. Sueß über Geologie, Professor E. Ludwig und A. Lieben über Chemie, sowie mineralogische und petrographische Vorlesungen bei den Professoren Tschermak und Schrauf.

Im Jahre 1881 wurde Foullon zum Assistenten des chemischen Laboratoriums der k. k. geologischen Reichsanstalt ernannt. In dieser Stellung widmete er sich besonders dem Studium von Mineral- und Gesteinsvorkommen, sowie kristallographischen Arbeiten. Im Auftrage des k. k. Handelsministeriums machte Foullon am Arlberg Studien über die beim Tunnelbau erhobten Gesteinsproben. 1885 bereiste er die Türkei, Griechenland, Klein-Asien und verschiedene griechische Inseln, 1889 den Ural, 1890 Nord-Amerika, und zwar speciell Canada, im Jahre 1891, neben kleineren Reisen nach Schludenerau in Böhmen und Frankenstein in Preußisch-Schlesien, Serbien.

1892 schied Foullon aus dem Verbands der k. k. geologischen Reichsanstalt, um als Montansecretär in den Dienst der Landesregierung für Bosnien und Herzegowina

¹ Vgl. E. v. John, Zur Erinnerung an Heinrich Freiherrn v. Foullon-Norbeck, Jahrb. d. k. k. geol. A.-U. 1897.

zu treten. Hier hatte er Gelegenheit, die alten Bergbaue auf Gold einem eingehenden Studium zu unterziehen. Nachdem er in dieser Stellung 1895 zum Berggrath avancirt war wurde er bald darauf zum Chefgeologen extra statum der k. k. geologischen Reichsanstalt ernannt.

1893 unternahm er die erste größere Reise nach Australien, wo er das große Kupfervorkommen „Walleroo“ in Süd-Australien, das Bleisilberwerk Brokenhill in der Colonie Neu-Süd-Wales, das Goldgebiet Baconsfield-Salisbury in Tasmanien, das Zinnerzvorkommen des Mount-Bischoff und das Silber-Bleivorkommen von Zechan besuchte.

Die Beobachtungen, welche Foullon auf dieser Reise sammelte, hat er in einem Aufsatze in den Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt 1894 niedergelegt, wobei er sich eine ausführlichere Darstellung vorbehält. Von 1880 bis 1895 hat Foullon 74 kleinere und größere mineralogische, petrographische und kristallographische Arbeiten publicirt.

Die letzte große Arbeit über Australien hat Foullon nicht mehr vollendet. Am 27. Februar 1896 trat er die zweite Reise nach Australien an, auf der er fern von der Heimat bei dem Ueberfalle auf das Expeditionscoorps S. M. Schiff „Albatros“ seinen Tod fand. In dem Momente, da er beschäftigt war, die Ablegung seines Taschenbarometers in sein Notizbuch einzutragen, erhielt er von einem Eingeborenen den tödtlichen Schlag mit dem Tomahawk. Die zweite schwere Verletzung rührte von einem Mannlicher-Projectil her, welches wahrscheinlich als Geller von einem der Steinblöcke in der felsigen Schlucht seinen unglücklichen Weg nahm.

So ist in der Ausübung seines Berufes ein eifriger, strebsamer Forscher, ein mutthiger Vorkämpfer für Aufklärung und Fortschritt, als ein Opfer der Wissenschaft gefallen.

Die im geologischen Museum der Universität aufgestellte Gedenktafel ist ein äußeres Zeichen der dankbaren Erinnerung der Ueberlebenden, welche die Verdienste, die sich Freiherr v. Foullon um die geologische Forschung erworben, zu schätzen und zu würdigen wissen. Die Tafel enthält die Lebensgeschichte Foullon's in folgenden lafonischen, aber um so ergreifenderen Worten:

„Heinrich Freiherr von Foullon-Norbeek

geboren 12. Juli 1850 zu Gaaden in Niederösterreich,
stud. geol. 1879 und 1880,

wurde am 10. August 1896 am Fuße des Berges Tatube auf der Insel
Guadalcanar in der Salomonen-Gruppe von Cannibalen getödtet.“

Wien, im April 1898.

Othenio Abel,
Assistent bei der Lehrkanzel für Geologie.

Todesfälle. Am 10. Februar 1898 starb zu Eaton Square der Geologe John Carriv Moore im Alter von 94 Jahren.

Camille Imbault-Huart, französischer Consul in Canton, starb am 29. November 1897 zu Hongkong im Alter von 40 Jahren. Er war der Verfasser mehrerer Publicationen über China und Inner-Asien und erhielt im Jahre 1894 von der Pariser Geographischen Gesellschaft für seine schöne Arbeit über Formosa den Preis Comard.

Der Seminarlehrer August Hummel, am 4. August 1839 zu Halle a. S. geboren, ist am 19. Januar 1898 zu Delitzsch in der Provinz Sachsen gestorben; durch eine Reihe geographischer Lehrbücher und Schulatlanten hat er sich als einen der hervorragendsten Geographiemethodiker erwiesen.

Dr. Fridolin v. Sandberger, Professor für Mineralogie und Geologie an der Universität Würzburg, 1826 geboren, ist am 11. April 1898 in Würzburg gestorben.

Der Geologe Alphonse Briart, Mitglied der belgischen Akademie der Wissenschaften in Brüssel, ist am 15. März 1898 zu Mariemont im Alter von 73 Jahren gestorben.

Der Botaniker Professor Kirk in Neuseeland ist vor kurzem gestorben.

W. A. Rogers, Professor der Physik und Astronomie an der Colby University, verschied am 1. März 1898 in Waterville, Me.

Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

Europa.

Project einer Ballonfahrt über die Alpen. Bisher sind die Alpen noch niemals im Ballon überquert worden. Nun ist den in Straßburg erscheinenden „Aeronautischen Mittheilungen“ zufolge der Plan gefaßt worden, eine solche Ballonfahrt zu unternehmen. Im Herbst, wo bei heller Witterung oft viele Tage lang ein sanfter Südwind weht, soll eine wissenschaftliche Expedition aus dem südlichen Theile der Alpen (z. B. Zermatt) oder vom Südfuß der Alpen aufsteigen. Die Fahrt soll anhaltend in einer Höhe von etwa 5000 Metern in einem mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon von drei Personen unternommen werden. Die Ballonfahrt über die Alpen soll dazu dienen, eine möglichst große Anzahl guter photographischer Aufnahmen zu topographischen, kartographischen und geologisch-geographischen Zwecken zu machen, ferner meteorologische Beobachtungen, Lichterscheinungen der Atmosphäre zc. zu verfolgen und zu notiren. Das so zu gewinnende Beobachtungsmaterial wird zum Theile einzig in seiner Art und von hohem allgemeinen wie wissenschaftlichen Interesse sein.

Die Erdbeben in Oesterreich im Jahre 1897. Der Vorsitzende der Erdbebencommission der Akademie der Wissenschaften, Oberberggrath Dr. G. v. Mojsovich, hat die Arbeiten für das Jahr 1897 zusammengestellt. Demnach haben in Oesterreich an 203 Tagen Erdbeben stattgefunden, welche Ziffer als eine minimale zu bezeichnen ist. Am häufigsten waren von Erdbeben heimgesucht Görz, Krain, Istrien und Dalmatien. Diesen Ländern reihen sich Steiermark, Kärnten und Tirol an. Die größte horizontale Ausdehnung hatte das Erdbeben vom 15. Juli, das seine bedeutendste Intensität in der Gegend von Laibach zeigte und in dem größten Theile des Schüttergebietes wahrgenommen wurde. Oberösterreich, Salzburg und Böhmen wiesen bedeutender seltener Erderschütterungen auf. Das Beben vom 5. Januar wurde im Böhmerwalde und in den angrenzenden Gegenden von Bayern und Oberösterreich verspürt. Ein länger andauerndes, sogenanntes Schwarmbeben fand zwischen dem 24. October und 17. November im nordwestlichen Erzgebirge statt. Gänzlich frei von Erdbeben waren Niederösterreich, Mähren, Schlesien, Galizien und die Bukovina.

Die höchsten Eisenbahnbrücken Schwedens. Die Terrainverhältnisse in Schweden haben dem Eisenbahnbau erhebliche Schwierigkeiten bereitet. An hohe Erhebungen schließen sich unermittelt tiefe Einsenkungen, so daß oft neben langen und tiefen Durchgängen bedeutende Brückenbauten auszuführen waren. Die höchste Brücke Schwedens ist die Forsmo-Brücke, auf der die Hauptbahn des oberen Norrland über die Ängerman-Elf geführt wird. Die Breite des von der Ängerman-Elf bis auf den felsigen Untergrund eingeschrittenen Thales beträgt oben 293 Meter; da aber die Bahn tief eingeschnitten ist, beträgt die Länge der auf vier Pfeilern ruhenden Brücke nur 245 Meter. Bei gewöhnlichem Wasserstande liegt die Brücke 46 Meter über dem Wasserspiegel, der sich aber zur Zeit der Frühjahrshochflut bis auf 40,5 Meter nähert. Die Pfeiler der Brücke sind aus Granit und Stahl, der Oberbau ist aus Stahl; der Abstand der mittleren Pfeiler, der ungefähr der Spiegelbreite der Ängerman-Elf entspricht, mißt 76 Meter. Oben nördlich von Nyåker, bald nach dem Eintritt in Västerbottens Län, überschreitet die Bahn das Thal der Dre-Elf auf der 169 Meter langen und 43 Meter hohen Fistsuks-Brücke. A. L.

Kein Canal von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Gegenüber dem Umstände, daß seit der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Canales die Nachricht von dem festen Entschlusse der russischen Regierung, einen für die schwersten Panzerschiffe fahrbaren Canal von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere mit Benutzung des Dnieprlaufes zu erbauen, bis in die allerletzten Tage die westeuropäische Presse durchwandert hat, mag erwähnt sein, daß eine der letzten Nummern der officiellen russischen „Handels- und Industrie-Zeitung“ lebhaft Klage über die fortschreitende Versandung des Fahrwassers des Dnieprs führt. Und zwar erstreckt diese Versandung sich nicht nur auf den Oberlauf und den tiefen Mittellauf, sondern auch auf den gleichfalls sehr tiefen Unterlauf, welcher durch ein ausgedehntes Stromschnellengebiet, das die Schifffahrt fast vollständig hemmt, von dem Mittellaufe getrennt wird. Die Regierung hat sich zur Zeit nur die Aufgabe gestellt, dieses Stromschnellengebiet gefahrloser zu machen, so das Holzflöße es ohne Gefahr passieren können; keineswegs beabsichtigt sie aber den Lauf des Dniepr so zu reguliren, daß Panzerschiffe ihn benutzen können.

Asien.

Forschungsreise nach dem Pamir. Der russische Geologe D. W. Zwanow hatte im vergangenen Sommer eine wissenschaftliche Expedition nach dem Pamir unternommen, und zwar nach dessen westlichem Theil: in die Gebiete von Darwas, Noſchan und Schugnan. Samarkand wurde als Ausgangspunkt gewählt und folgende Richtung eingeschlagen: über die Städte Kitab, Jakta-bag, Waiſſun, Denan, Jurgi, Sſary-bſhaj, Karatag, Hiſſar, Balbſhuan, Kala-i-Chum, Kala-i-Nachari, Wautſch, wo die gesammelten Ergebnisse niedergelegt wurden, da der weitere Weg zu viel Schwierigkeiten bot. Aus Wautſch ging der Forscher in das Gebiet Noſchan, über den Kamin von Darwas, das Thal von Jaſgudeſch und über die Pässe von Guſchonom (in 4407 Meter Höhe und einer Steilheit von 70° in tiefen Schnee verſinkend) und von Abcha-Jobudi (in 4552 Meter Höhe) — nach der Stadt Kala-i-Wamar und weiter gegen Süden nach Goron; von hier zur Mündung des Gund nach dem Pamirgebiet, wo unter anderen die Seen Sſſſſſ-Kul (der im Austrocknen begriffen iſt), Kat Kul und Kara-Kul beſucht wurden. Ueberall wurden geologiſche und geographiſche Forſchungen angeſtellt. Die Hauptmaſſe des Pamir iſt durchaus nicht überall von Gleiſchern und Eismaſſen bedeckt, die ſich nur in ſeinem öſtlichen Theile finden. Zwischen Hiſſar (Giffar) und Balbſhuan fanden ſich mächtige Gipslagerstätten und intereſſante, obwohl nicht reiche Steinsalzlager. Salz wird von den Eingeborenen bis zu 180 Pnd (60 Centner) täglich gewonnen und nach den benachbarten buchariſchen Städten verhandelt. In den Thälern der Gebirgsflüſſe von Darwas wird von den Einwohnern Gold geſchürft, freilich nur in geringerer Menge. Bei Goron fanden ſich die bereits bekannten Kubingruben, welche Edelſteine verſchiedener Art enthalten. Bevor die Ruſſen Schugnan beſetzten, wurden dieſe Ruben von den eingeborenen Taſchiſt bearbeitet, natürlich nur in der allerprimitivſten Weiſe; ziemlich ſicher läßt ſich auf größere Reichthümer dieſer Gattung rechnen. v. Erckert.

Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy. Aus Budapeſt wurde Mitte März 1898 gemeldet: Im Abgeordnetenhaufe wurde kürzlich das Schreiben verlesen, mit welchem Graf Eugen Zichy ſich einen einjährigen Urlaub für ſeine neue Expedition nach Sibirien und China erbittet. Das Schreiben bietet intereſſante Aufſchlüſſe über die Ziele, welche Graf Zichy bei ſeiner neuen Forſchungsreiſe verfolgt. Es heißt darin unter anderem: „Das Reſultat meiner Studien hiñſichtlich des Urſprunges und der Richtung der Wanderungen des ungarischen Stammes bewegen mich, die bisherigen Forſchungen auch weiter fortzuſetzen, und zwar im Norden durch die ſibirische und chineſiſche Wüſte und im Südöſten des Altaſchjees und der von den Baſchkiren bewohnten Gegend die Ueberreſte der angeblich dorthin gelangten ungarischen Stämme, in den öſtlich und ſüddöſtlich vom Baikalſee gelegenen Gegenden aber die dort lebenden Ueberreſte der Hunnen aufzuſuchen und zu ſtudiren.“ Ende März war Graf Zichy bereits in Tiſlis eingetroffen.

Die neueſte militär-adminiſtrative Gebietseintheilung des aſiatiſchen Ruſſlands. 1. Im Generalgouvernement Irkutſk wird die Militärverwaltung von der adminiſtrativen getrennt, und wird aus den Gouvernements (Provinzen) Tobolſk, Tomſk, Jeniſſeiſk und Irkutſk, ſowie aus den Gebieten von Akmolinsk, Semipalatinsk und Jaſutſk ein Militär-Arrondissement formirt, deſſen Centralverwaltung in Omſk reſidirt, und das den Namen „Sibirisches Militär-Arrondissement“ führt. 2. Das Gebiet von Semiretſchinsk tritt aus dem Militär-Arrondissement Omſk heraus, und aus dem Reſort des Miniſteriums des Innern, und wird dem Militär-Arrondissement Turkeſtan zugetheilt. v. Erckert.

Verpachtung von Port-Arthur und Talien-wan an Ruſſland. Das Abkommen zwischen China und Ruſſland über die im Pachtwege vor ſich gehende Abtretung von Port-Arthur und Talien-wan an letzteres wurde am 27. März 1898 in Peking vom ruſſiſchen Geſchäfts-träger unterzeichnet und am folgenden Tage durch Sanction von Seite des chineſiſchen Kaiſers ratificirt.

Die Chinesen in Singapore. Wie aus Singapore berichtet wird, haben die dort geborenen zahlreichen Chineſen beſchloſſen, den Haarzopf abzulegen, dem weiblichen Geſchlechte durch Schulen eine beſſere Erziehung zu geben und ſich überhaupt den europäiſchen Sitten und Gebräuchen anzuklehen. Gr.

Afrika.

Vollendung der Congobahn. Am 16. März 1898 hat die erſte Locomotive der Congo-eiſenbahn die Station Dolo-Stanley Pool erreicht, und damit iſt ein großartiges Werk moderner Culturarbeit vollendet. Der Verkehr iſt am 17. März auf der ganzen Bahnſtrecke von Matadi nach Leopoldville eröffnet worden, und das Erträgniß der erſten

centralafrikanischen Eisenbahn wächst von Tag zu Tag. Die feierliche Eröffnung der Congo-bahn wird anfangs Mai erfolgen, und zu derselben begeben sich etwa tausend Belgier nach Mittel-Afrika, darunter amtliche Vertreter der belgischen Regierung.

Bahnbauten des Congoaates. Schon seit Jahren war der Congostaat bemüht, die nach dem Nil hin erreichte Verbindung für seine Weiterentwicklung möglichst auszunutzen. Jetzt veröffentlicht das Januarheft des „Bulletin officiel“ des Congoaates, wie wir dem „Deutschen Colonialblatt“ entnehmen, ein Königlich-Deutsches Decret vom 6. Januar, das den Bau einer Eisenbahn zur Verbindung des mittleren Congogebietes mit dem oberen Nil verfügt. Die Bahn soll ihren Ausgangspunkt an einer noch näher zu bestimmenden Stelle des bis Annetana etwa schiffbaren Zimbiri, eines auf den Karten meist Nubi genannten rechten Nebenflusses des Congo, nehmen, von dort aus in nordöstlicher und östlicher Richtung das Thal des Nelle aufschließen und endlich einen Punkt südlich von 5° 30' nördl. Br. in der Nähe von Nebjaf am Nil erreichen. Die Gesamtstrecke würde eine Länge von 1200 bis 1400 Kilometer haben. Für die Vorstudien ist eine Summe von 300.000 Francs ausgemessen. — Ein zweites Project will den Osten und Südosten des Congoaates, den durch Stromschnellen und die Stanlehälle vom Schiffsverkehr mit dem mittleren Congo abgeschnittenen oberen Congo (Qualaba) durch Bahnen zugänglich machen, die Landschaften Manhema, Urua und Katanga erschließen und eine Verbindung mit dem Tanganjikasee durch eine Bahn längs des Lufuga herstellen. Endlich hat sich die Compagnie du Chemin de fer du Congo entschlossen, zur Erleichterung des Verkehrs auf dem zwischen Mokoanghai und Zongo mit gefährlichen Stromschnellen durchsetzten Ubangi auf der etwa 80 Kilometer langen Strecke zwischen den genannten beiden Orten zur Umgehung der Schnellen eine elektrische Schwebebahn anzulegen.

Sandregen an der Westseite Nord-Africas. Eine höchst eigenthümliche Erscheinung machte sich am 16. Februar 1898 auf den Canarischen Inseln geltend. Es verbreitete sich über diesen Inseln ein Nebel. Bei näherer Beobachtung ergab sich, daß man eine Sandwolke vor sich hatte, die so dicht war, daß sie die Sonne verdunkelte und auf etwa 100 Meter Entfernung nichts mehr zu sehen war. Die Schiffe im Hafen und die Dächer der Häuser von Las Palmas waren mit einer röhlichen Sandschicht bedeckt. Der Sand kam jedenfalls von der Sahara, wo um diese Zeit ein Südost-Samum geherrscht haben mußte. Nach Meldung der vom Cap und von England kommenden Schiffe hatte sich dieser Sandsturm über die ganze Gegend zwischen Madeira und Cap Verde erstreckt. Der Dampfer „Karl Woermann“, der sonst die Fahrt von Teneriffa nach Las Palmas in 5 Stunden macht, brauchte diesmal infolge der Verfinsternung zwei Tage und drei Nächte.

Dr. Oskar Baumann. Der bekannte Africareisende und österreichisch-ungarische Consul in Sansibar, Dr. Oskar Baumann, welcher im Herbst des vorigen Jahres nicht unerheblich an Malaria erkrankt war, ist nun erfreulicherweise wieder vollkommen hergestellt und hat sich am 25. März 1898 nach Sansibar auf seinen Posten zurückbegeben.

Amerika.

Das Ende der Indianerautonomie. Mit dem 1. Januar 1898 ist in der Verwaltung jener Gebiete im Westen der Vereinigten Staaten, welche die Regierung den einstigen Herren des Landes zu Wohnplätzen angewiesen hat, eine für die Beteiligten hochbedeutende Aenderung eingetreten. Laut Congressbeschuß ist den Indianern der Hauptbestandtheil der ihnen bisher von der Regierung der Vereinigten Staaten gewährten Autonomie, nämlich das Recht, nach eigenen Gesetzen zu leben und eigene Gerichte zu etabliren, genommen worden. Diese Thatsache bedeutet einen neuen Abschnitt in der Auflösungs-geschichte der rothen Rasse, einen weiteren Markstein am Wege ihres Schicksales. Die Indianer haben nach vielen blutigen Kriegen das Uebergewicht der weißen Rasse anerkennen müssen, und in der jüngeren Generation verschwindet nach und nach auch der Haß gegen die weißen Eroberer. Reguläre Stämme giebt es gegenwärtig in den Indianerterritorien nur noch fünf, Cherokee's, Choctaws, Chickasaws, Creeks und Seminolen. Diese Stämme bewohnen die östlichen Gegenden der Territorien; westlich von diesen leben die Reste der übrigen, einst so zahlreichen Stämme. Die Cherokee's, der am meisten civilisirte Indianerstamm, bewohnte ein Areal von 600.000 Acres, und ihre Anzahl beträgt ungefähr 35.000. Sie wohnen meistens auf wohl bewirthschafteten Farmen, arbeiten jedoch nicht selbst, sondern lassen dieses durch Weiße besorgen. Ihre Sprache wird noch von einem Achtel der Bevölkerung geschrieben und gesprochen, alles übrige bedient sich des Englischen. Sie hatten bisher die am besten geregelte Verwaltung. Capitalverbrechen bestrafen sie durch Erschießen. Die Choctaws bewohnen in einer Anzahl von 15.000 6,690.000 Acres fruchtbares Land. In dieser Bevölkerungsziffer sind die vom Stamme adoptirten Weißen eingeschlossen. Die

Weißer bewirthschaften die Farmen und arbeiten in ergiebigen Kohlenminen, während die Indianer in Luxus und Sorglosigkeit dahinleben. Die Choctaws besitzen ein Nationalvermögen von 1,180.000 Dollars. Die Chickasaws, 8000 an der Zahl, bewohnen 4,650.000 Acres. Auch sie haben mehr denn zwei Drittel ihrer eigenen Anzahl Weiße in den Stamm aufgenommen. Sie sind reicher als die Choctaws. Aus ihrem Gebiete werden alljährlich große Mengen Walnüsse über den Ocean verschifft. Eines ihrer Hauptlaster ist die Trunksucht. Schwere Verbrecher wurden bis jetzt mit dem Strang bestraft, während für leichtere Vergehen die Prügelstrafe angewendet wurde. Die Creeks haben sich in wenigen Jahren von 20.000 auf 15.000 Köpfe vermindert. Das Land ist reich an Kohlen und Eisen. Sie besitzen ein Vermögen von rund 2,800.000 Dollars. Ein Drittel der Creeks sind Christen. Die untere Classe des Stammes huldigt der Vielweiberei. Die Seminolen zählen nur noch 3000 Köpfe, einschließlich der ihr Gebiet mitbewohnenden Neger. Sie zeichnen sich durch besondere Unlust zur Arbeit aus. Die Seminolen haben der Civilisation bisher den meisten Widerstand entgegengesetzt, und es geschieht äußerst selten, daß sich Weiße in ihren Stamm aufnehmen lassen.

Geologische Erforschung Mexicos. Der Geologe Dr. Emil Böse, welcher von der mexicanischen Regierung engagirt worden, um die geologischen Verhältnisse des Landes zu studiren, ist vor kurzem in Mexico eingetroffen.

Australien.

Ramuepedition. Die Vorbereitungen zu einer Ramuepedition unter Führung Ernst Tappenbeck's sind vollendet, so daß der Aufbruch ins Innere von Kaiser Wilhelms-Land erfolgen kann. 1896 war es bekanntlich den Herren Lauterbach, Kersting und Tappenbeck gelungen, im Innern Neu-Guineas einen bedeutenden Fluß, den Ramu, der eine fruchtbare, stark bevölkerte, ausgedehnte und zur Cultur geeignete Ebene durchfließt, zu entdecken und denselben auf 250 Kilometer zu befahren. Dieser Fluß fließt in seinem Mittellaufe das Bismarckgebirge entlang und soll nach Ansicht der Mitglieder der Expedition seinen Ursprung erheblich weiter nach Osten hin haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber ist die Mündung des Ramu identisch mit dem südöstlich vom Augustafuß mündenden Ottilienfluß, von dem man bis jetzt nur die Mündung kennt. Die neue Expedition soll nun letzteres feststellen. Außerdem soll ihre wichtigste Aufgabe die Auffuchung und Erforschung des Bismarckgebirges sein, jener mächtigen Kette, die das Innere des deutschen Schutzgebietes durchzieht und sich als zweite hohe, vielleicht als Hauptkette der ganzen Insel erweisen dürfte. Als Operationsbasis soll eine Station am mittleren Ramu in nächster Nähe des Bismarckgebirges angelegt werden. Da das Bismarckgebirge sich nach dem Geröll in den Wasserläufen in seinem centralen Theile aus Schiefer mit großen Quarzgängen aufbaut, so spricht viel für die Annahme, daß das Gebirge Gold enthält, wie dies im südöstlichen Theile von Neu-Guinea gefunden worden ist.

Polargegenden und Oceane.

Untersuchung einiger Gletscher Spitzbergens im Jahre 1897. Sir W. Martin Conway und G. J. Garwood unternahmen eine solche, unter Mithilfe zweier norwegischer Seelente. Man beabsichtigte das Innere einiger Theile des Landes zu untersuchen, von denen man glaubte, sie seien mit sogenanntem „Binneneis“, d. h. mit einer Eisdecke gleich der Grönlands, bedeckt. Sie wählten daher zwei Gebiete aus, denen sie, der Gepflogenheit gemäß, Namen geben mußten. Das erste war im Norden vom Grunde der Wijdebai und der Hügelfette Chydenius begrenzt, im Osten vom Meere, im Süden vom Eißfjord und einer von Templebai bis Wijdebai laufenden Linie, und im Westen von der Dicksonbai. Conway nannte diese Region Garwoodland, nach seinem Reisetgenossen. Das zweite Gebiet war im Osten vom Eißfjord und der Dicksonbai, im Westen vom Forelandsfund begrenzt. Seine nördliche Grenze war beiläufig eine Linie von der Spitze der Großbai nach dem Westfjord der Wijdebai. Diese Region nannte er, die alte Bezeichnung der englischen Waljäger für Spitzbergen wieder hervorbringend, King Jamesland. Für das Gebiet zwischen dem Eißfjord und dem Vellsund, welches 1896 untersucht wurde, war der Name Adventureland vielleicht bezeichnender als irgend ein anderer. Sowohl Garwoodland als auch King Jamesland waren auf den Karten als mit „Binneneis“ bedeckt bezeichnet. Wenn nun der Ausdruck „Binneneis“ nichts anderes bezeichnen sollte, als Gletscher, so daß er auf die Gletscher eines jeden Districtes von Schneebergen, wie der Alpen oder des Kaukasus, mit Recht angewandt werden könnte, so ist er überflüssig und sollte aufgegeben werden. Die

meisten Personen fassen ihn aber anders auf und verstehen darunter eine vollständige und zusammenhängende Eisdecke, welche ein ganzes Land bedeckt, wie z. B. Grönland. In diesem Sinne wird diese Bezeichnung in Nansen's „Grönland“ gebraucht. „Eisdecke“ ist offenbar ein bezeichnenderer Name für eine solche Decke. Der Name „Binneneis“ sollte, da er absolut nichtsagend ist, aus der geographischen Literatur verschwinden, oder doch lediglich als vague Bezeichnung für Eis Anwendung finden, welches irgend ein unbekanntes Gebiet bedeckt, von dem man nicht gewiß weiß, ob es vergletschert ist. Sobald ein sich fortbewegender Körper von Binneneis auf bestimmten Wassercheiden und Gebirgsketten vorkommt, so ist er ein Gletscher und keine Eisdecke. Das Nebeneinanderdorkommen von gleichgiltig wie vielen Gletschern bildet noch keine Eisdecke, sondern nur ein Gletschergebiet. Es ist notwendig, diesen Unterschied scharf im Auge zu behalten, weil weder Garwoodland, noch King Jamesland, noch irgend ein größerer Theil Spitzbergens, ausgenommen Neu-Friesland und Nordostland, von einer Eisdecke bedeckt sind. Sie sind sämmtlich nur Gletscher- und Gebirgsregionen. Die Feststellung dieser Thatsache war das wichtigste geographische Ergebnis der Expedition. Unter einer Eisdecke sind die auf die Erdoberfläche wirkende Kräfte erhaltende; im Falle einer Gletscherregion sind die wirksamen Kräfte Neubildende. Daher die ungeheure Wichtigkeit einer genauen Unterscheidung zwischen diesen beiden Typen eisbedeckten Landes. Der alte Begriff von Spitzbergen war der, daß man glaube, sein Inneres bestehe aus einer großen Eisdecke, am Rande begrenzt von einer Anzahl kumpfiger Thäler und grüner Hügel. Seine Untersuchung hat die gänzliche Irrigkeit dieser Auffassung nachgewiesen.

Schwedisch-russische Expedition nach Spitzbergen. Aus Anlaß der für den Sommer 1898 geplanten schwedischen Expedition nach Spitzbergen hielt sich im Auftrage des Königs Oskar der Polarreisende Freiherr v. Nordenfjöld vor kurzem eine Zeit lang in St. Petersburg auf, um über diese Angelegenheit mit den russischen Fachautoritäten zu berathen. König Oskar hat nach Petersburg die Einladung zur Theilnahme Rußlands an dieser Expedition gelangen lassen; dieselbe soll geodätische Vermessungen, sowie geographische und geologische Forschungen auf Spitzbergen vornehmen. Die russische Regierung hat ihre Theilnahme zugesagt und ihrerseits, wie verlautet, die Summe von 100.000 Rubeln zur Deckung der Kosten angewiesen. Russischerseits werden zwei Gelehrte an der Expedition, deren Dauer auf drei Jahre angesetzt ist, theilnehmen.

Die belgische Südpolexpedition verunglückt. Aus Brüssel kam am 4. April 1898 die telegraphische Nachricht, daß die belgische Südpolexpedition unter Führung des Vientenantz Gerlache, über die wir schon wiederholt berichtet haben, in der Südsee verunglückt sei. Der Dampfer „Belgica“ zersplitterte; die Mannschaft ist gerettet, die Expedition aber endgiltig vereitelt. Auf welchem Wege diese Kunde nach Brüssel gelangt sei, wurde nicht mitgetheilt.

Geographische und verwandte Vereine.

Geographische Gesellschaft in Hamburg. Die Geographische Gesellschaft in Hamburg feierte am 17. März 1898 unter Theilnahme einer großen Zahl bedeutender Geographen ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen durch eine glänzende Festigung, welcher der Bürgermeister von Hamburg Dr. J. G. Mönckeberg präsidirte. Zuerst kamen die zahlreich eingelaufenen Gratulationschreiben zur Verlesung, dann beleuchtete der Vorsitzende in längerer gehaltvoller Rede die Entwicklung der geographischen Kenntnis der Welt, wogegen der erste Secretär der Gesellschaft Dr. L. Friedrichsen ein ausführliches Bild von den vielfachen Aufgaben entwarf, an deren Lösung die Hamburger Geographische Gesellschaft glücklichen und lebhaften Antheil genommen hat.

Russische Geographische Gesellschaft. Die russische Geographische Gesellschaft verlieh eine besondere Constantin-Medaille dem Dr. Fridtjof Nansen; eine Constantin-Medaille an B. Koborovsky für seine Reisen in Central-Asien; die Graf Lütke-Medaille an J. J. Strelbicky für seine Reisen in Persien und der Mandchurei; die neue Semenoff-Medaille dem Dr. Sven Hedin; eine große goldene Medaille an J. K. Zdanoff; kleine goldene Medaillen an Ph. Witram, F. Sperk, S. Nybakoff und S. Gulischambaroff; silberne Medaillen an Pastukoff, Abels, Fedtschenko, Timonoff, Sapoznikoff, Rowantso, Semtomowsky (für die internationalen Luftschiffahrten) und an Prinz Dbolensky, Tomilowsky und Mtheschew (für die täglichen Wolkenbeobachtungen).

Gesellschaft für Geographie und Archäologie in Oran. Die Gesellschaft für Geographie und Archäologie zu Oran in Algerien feierte am 16. April 1898 den zwanzigsten Jahrestag ihrer Gründung.

Vom Büchertisch.

Emin Pascha. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benützung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen von Georg Schweizer. Mit einer Karte, acht Porträts und einer Anzahl Autographien. Berlin 1898. Verlag von Hermann Walthers (Friedrich Veit). (XIV, 808 S.) 12 Mark, geb. 14 Mark.

Denjenigen, welche seit einer Reihe von Jahren die Entwicklung der Dinge in Afrika mit Aufmerksamkeit verfolgen, wird es noch in Erinnerung sein, daß zur Zeit, als nach-einander die Expeditionen von Dr. G. A. Fischer, Dr. Oskar Lenz und Henry Stanley auszogen, um dem durch den Aufstand des Mahdi von Europa abgeschlossenen Emin Pascha Hilfe zu bringen, man noch fragen konnte: Wer ist eigentlich Emin Pascha? Anfangs wurde er für identisch mit einem österreichischen Schlefier Dr. Schnitzler gehalten, bis man — 1886 — in Erfahrung brachte, daß Emin Pascha der am 28. März 1840 zu Opatowitz in Preußisch-Schlesien geborene Med. Dr. Eduard Schnitzer sei. Aber obwohl sich seither die Deffentlichkeit viel mit der Persönlichkeit dieses Mannes, der sich durch Muth und Ausdauer wie durch wissenschaftliche Forschungen in Afrika unvergängliche Verdienste erwarb, beschäftigt hat und eine Reihe von Büchern über ihn erschienen ist, so gab es noch immer bedeutende Lücken in seiner Biographie. Jetzt erst bietet uns G. Schweizer, der Verwalter seiner Hinterlassenschaft, eine zusammenhängende und großentheils erschöpfende Darstellung seines Lebens und Wirkens, wiewohl es auch diesem trotz alles Bemühens nicht gelang, eine vollkommen ununterbrochene Continuität in der Erzählung der Geschehnisse herzustellen. Hauptquellen bildeten Emin Paschas umfangreiche Tagebücher und seine zahlreichen Briefe an Verwandte und Fremde, dann die gesammte über ihn handelnde Literatur. Chronologisch ergeben sich in Eduard Schnitzer's Lebenslauf folgende Abschnitte: Die Jugendjahre 1840 bis 1864, die Zeit in türkischen Diensten 1864 bis 1874, im Sudan 1875 bis 1882, der Kampf mit dem Mahdi 1882 bis 1888, die Befreiung (?) durch Stanley 1888 bis 1889, unter deutscher Flagge 1890 und 1891, seine Ermordung 1892. Durch zahlreiche abgedruckte Briefe und Tagebuchstellen gewinnt die Erzählung, welche sich durch große Objectivität auszeichnet, an authentischem Werthe. Unzweifelhaft bildet Schweizer's Werk eine ungemein wichtige Hilfschrift für die Geschichte der Erforschung und Cultur-entwicklung in Inner-Afrika. R. G.

Die Jungfrau und das Berner Oberland von Theodor Wundt, herausgegeben von der Section Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines. (In lustigen Höhn. Skizzen aus dem Bergsteigerleben.) Berlin. Raimund Mitscher. (248 S.) Geb. 20 Mark.

Vom „Matterhorn und seiner Geschichte“, dem ein alpinus Prachtwerk gewidmet worden (vgl. „Mundschau“, XX. Jhrgg., S. 94), wendet sich Th. Wundt dem großartigen Berner Oberland und seiner stolzen Beherrscherin, der Jungfrau, zu, um auch diese durch Wort und Bild zu verberlichen. Es ist ihm in jeder Hinsicht gelungen; mit stets gleichem Interesse liest man seine frisch und lebendig gehaltenen Schilderungen, mit Entzücken betrachtet man die prächtigen Bilder, welche entweder directe Reproductionen von Photographien oder vorzügliche Zeichnungen nach solchen sind. Wie viel die Landschaftsaufnahme besonders im Hochgebirge der Photographie verdankt, ersieht man aus etlichen Facsimile-nachbildungen, welche Wundt sammt dem dazu gehörigen Texte aus zwei alten alpinen Schriften, die 1760 und 1829 erschienen, seinem Buche einverleibt hat. Des Autors Wanderungen führen uns auf die berühmtesten Aussichtspunkte und die Hochgipfel der Berner Alpen, auf Eiger, Mönch, Jungfrau, Schnehorn, Schreckhorn und Finsteraarhorn, und er unterbricht dabei häufig seine Schilderung und Erzählung durch Einflechtung von Abenteuer-renommirter Hochtouristen oder von bebauernswürthen Unglücksfällen. Gelegentlich kommen wir auch ins Thal hinab und erfreuen uns an dessen Schönheit, am Anblick der Berge von unten aus, so in Interlaken oder im Lauterbrunnenthal. Ein eigenes Capitel widmet Wundt der Besprechung der Projecte einer Jungfrauabahn; daß er als begeisteter Bergklimmer durch die Bahn die erhabene Schönheit des Hochgebirges profanirt sieht, begreifen wir und geben ihm recht, wenn er sagt: „Die Jungfrau, so wie sie bisher in den Anschauungen vieler Tausender gelebt hat, erhält durch die Bahn einen bösen Stoß“. Darum möchte er gerne daran zweifeln, daß die Bahn wirklich zu Stande komme. F. L.

Coloniales Jahrbuch. Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Colonialwissenschaft und Colonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Zehnter Jahrgang. Das Jahr 1897. Berlin 1897. Deutscher Colonialverlag. (IV, 308 S.) 6 Mark, geb. 7 Mark 50 Pfennige.

Der zehnte Jahrgang des „Colonialen Jahrbuches“ beginnt mit einem Aufsatz „Ueber Eisenbahnprojecte in Deutsch-Ostafrika“ von L. Bernhardt, dem Erbauer der Uambara-Eisenbahn, welcher mehrere werthvolle Winke für den Bau von Eisenbahnen im

tropischen Afrika überhaupt giebt. Graf Joachim Pfeil empfiehlt im Gegensatz zur Professor Dr. F. Bruck, welcher für die Verwendbarkeit von Südwest-Afrika zur Deportation eintritt, die Anlage einer Verbrechercolonie im Bismarck-Archipel. Premier-Lieutenant Maerker stellt einen vollständigen Arbeitsplan für die Landesaufnahme von Deutsch-Ostafrika auf. Der Studie „Coloniale Geld- und Landfragen“ von D. Beta folgt ein Aufsatz von A. Mackow, in welchem dieser seinen Standpunkt vertritt, daß eine Branntweinfrage für West-Afrika nicht existire. A. Nachtigal plaidirt für eine gerechte und humane Behandlung der Neger. Dr. Hilty bespricht die Grundzüge des sogenannten Torrens'schen Systems, welches in Australien durch die Vereinfachung des Erwerbes von Grund und Boden sich sehr bewährt hat. Es folgen noch Aufsätze von Professor Dr. M. Fesca über Kaffeecultur, von Dr. Sander „Vorschläge zur Errichtung einer Mutterfarm in Deutsch-Südwestafrika“ etc. Den Schluß bildet das von Hauptmann a. D. M. Broje bearbeitete „Repertorium der deutschen Colonial-Literatur“ im Jahre 1896.

Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin. Verlag von Ulrich Kracht. (V, 178 S.) Geb. 2 Mark 50 Pfennige.

Nicht alle, welche die berühmte Nordlandstour machen, wissen dieselbe mit solch unmittelbarer Frische und hingebender Begeisterung zu schildern wie die Verfasserin. Ihr im Superlativ geschriebenes Büchlein liest sich wie ein Dithyrambus auf Norwegen und wird gewiß in jedem Freunde großartiger Naturbilder die Sehnsucht nach diesem unvergleichlichen Lande erwecken. Doch verleugnet sich in dem Schriftchen nicht die praktische Frau, welche gewissenhaft die Reisekosten verrechnet und die Bilanz zwischen Gebotenen und Preis zieht. Dazu kommt noch eine hübsche Gabe warmen Humors, welcher den hohen Schwung der Schilderung häufig und angenehm unterbricht, so daß wir an dem Büchlein nichts auszusagen hätten als die Unzahl von dem Jargon entlehnten „ja“, „mal“, „nett“ u. s. w., welche dem Schriftdeutsch nicht angehören.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Die von 1865 bis 1895 erzielten Fortschritte der Kenntnis fremder Erdtheile in ihren Einwirkungen auf das staatliche und wirtschaftliche Leben des Deutschen Reiches. Von Dr. phil. Chr. G. Barth. In zwei Theilen. I. Die Fortschritte der Kenntnis fremder Erdtheile in den Jahren 1865 bis 1895. Stuttgart 1898. Hobbins und Büchle. 2 Mark.

Das deutsche Volksthum und die deutsche Schule in Südtirol. Von Dr. Wilhelm Rohmeyer. Wien 1898. Verlag von Karl Graeser.

Aus dem Lande Carments. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Karl Rebehay. Leipzig-Grfurt-Zürich 1898. Verlag von Eduard Moos.

Geschichte und Thätigkeit des statistischen Bureaus des Cantons Bern von 1848 bis 1898. Im Auftrage der Direction des Inneren verfaßt von C. Mühlemann. Bern 1898. Buchdruckerei Michel & Büchler. (Mittheilungen des bernischen statistischen Bureaus. Jahrgang 1898, Lieferung I.)

Heimatskunde des Kreises Gostyn. Unter Benützung amtlicher Quellen bearbeitet von G. Günther. Lissa i. P. 1898. Friedrich Ebbecke's Verlag. 20 Pfennige, mit Karte vom Kreise Gostyn 60 Pfennige.

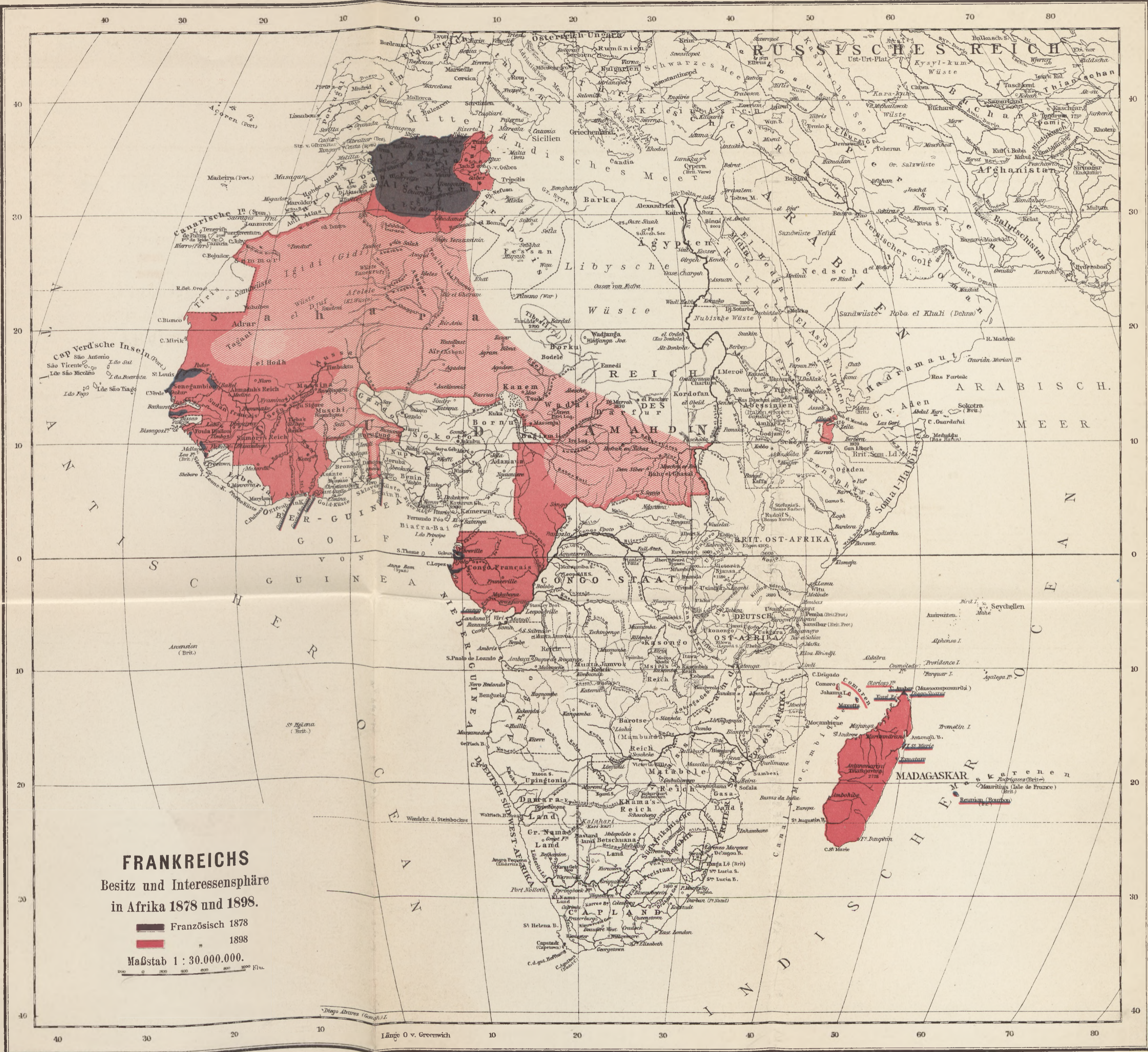
Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Dresden. Herausgegeben von Leo Woerl. Mit Plan der Stadt. Würzburg und Leipzig. Woerl's Reisebücherverlag. (Woerl's Reisehandbücher.) 50 Pfennige = 30 Kreuzer.

Schluß der Redaction: 19. April 1898.

Herausgeber: **A. Hartleben's** Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: **Eugen Harz** in Wien.

K. u. L. Hofbuchdruckerei **Carl Fromme** in Wien.



**FRANKREICHS
Besitz und Interessensphäre
in Afrika 1878 und 1898.**

Französisch 1878
 " 1898

Maßstab 1 : 30.000.000.

0 1000 2000 3000 4000 5000 Kil.